Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang IX.

1895. 1895.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

17. Band, 4. u. 5. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Inhalt.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle" bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue,** Wien, XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 9 fl. 60 kr.; halbjährig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 **Mark** = 20 **Francs**; halbjährig 8 **Mark** = 10 **Francs**; vierteljährig 4 **Mark** = 5 **Francs**.

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 **Francs** = 20 **Schilling**; halbjähr. 13 **Francs** = 10 **Schilling** 4 **Pence**.

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland **Mark** 2 = 2·50 **Francs**.

Volkswirtschaftliche Rückblicke auf die Lemberger Landesausstellung 1894.

Von Dr. Stanislaus Głąbinski.

Lemberg.

Die hervorragende Stellung, welche die Polen in Österreich erlangt haben, und die rasch zunehmende Steuerkraft Galiziens haben in neuester Zeit allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Land gelenkt, welches man bislang gewöhnt war, als ein untergeordnetes in der österreichischen Völkerfamilie zu betrachten. Denn es ist eine natürliche und durch Erfahrung bekräftigte Erscheinung, dass der politische Einfluss einzelner Parteien und Nationalitäten in einem Verfassungsstaate nur dann richtig verstanden und gewürdigt werden kann, wenn er nicht bloß auf äußere, bisweilen nur vorübergehende und zufällige politische Factoren zurückgeführt, sondern zugleich auf seine inneren, lebendigen Grundlagen geprüft wird, welche in den natürlichen Anlagen des betreffenden Landes und in der Entfaltung derselben ihren Ausdruck finden.

In Betreff Galiziens ist es allerdings schon an sich leicht erklärlich, dass ein von Natur reichlich ausgestattetes Land, welches an Gebiet und Bevölkerung die übrigen Länder Österreichs weit übertrifft, mit der Staatsidee längst versöhnt und arbeitswillig auf seinen Fortschritt unablässig bedacht ist, auf entsprechende politische Stellung anderen Ländern gegenüber Anspruch erheben kann. Nichtsdestoweniger findet diese Consequenz in politischen Kreisen Österreichs keine allgemeine Billigung, und der politische Einfluss Galiziens erscheint im Gegentheil

so mancher Partei als befremdend, ja sogar als künstlich und unbegründet. Es ist ein altes Vorurtheil, das durch die Macht der Gewohnheit genährt und fortgepflanzt wird, zumal es in der weit verbreiteten irrthümlichen Anschauung von der finanziellen „Passivität" Galiziens eine Berechtigung zu finden glaubt. Was jedoch den wirtschaftlichen Verfall Galiziens herbeigeführt und jene Anschauung großgezogen hat, wird dabei gewöhnlich übersehen oder wenigstens nicht berücksichtigt. Bekanntlich ist Galizien in einer politisch und wirtschaftlich hochwichtigen Zeit, an der Schwelle der folgeschweren Umwälzung im gesammten Staats- und Wirtschaftsleben Westeuropas dem österreichischen Staatsverband einverleibt worden. Hier musste es ohne vorausgegangene wirtschaftliche Erziehung den ungleichen Concurrenzkampf gegen seine älteren und höher entwickelten abendländischen Geschwister aufnehmen, wobei es seitens der absoluten centralistischen Regierung keineswegs begünstigt, im Gegentheil gleich einer wirtschaftlichen Colonie rücksichtslos behandelt wurde. Es kann somit nicht wundernehmen, dass sich dieses Land beinahe durch ein ganzes Jahrhundert von der wirtschaftlichen Stagnation nicht aufzuraffen und mit dem mächtigen Fortschritte anderer österreichischer Kronländer nicht gleichen Schritt zu halten vermochte. Das beredteste Zeugnis für die verhängnisvollen Folgen jener langjährigen Vernachlässigung Galiziens liefert die Thatsache, dass es selbst von den beiden anderen Bestandtheilen Polens, die Russland und Preußen zugefallen waren, in jeder Beziehung weit überholt wurde.

Es war erst der constitutionellen und autonomistischen Epoche in Österreich vorbehalten, die Wohlthaten der Gleichberechtigung und den weisen Wahlspruch des hochherzigen Monarchen „Mit vereinten Kräften" auch in Galizien geltend zu machen. Auf wirtschaftlichem Gebiete ist dies eine äußerst schwere und mühevolle Aufgabe, denn es gilt, das durch mehrere Menschenalter Versäumte nachzuholen, manches von Grund aus umzubauen, die schlummernden Kräfte zu wecken und zu erziehen, die Unternehmungslust wachzurufen und zu fördern, ohne specielle Begünstigungen im Zoll- und Tarifwesen beanspruchen zu können. Der gefährlichste wirtschaftliche Gegner Galiziens, den man zu überwältigen hat, ist das infolge vieler Enttäuschungen gesunkene Selbstvertrauen des Volkes und die unentwickelten Organismen eigenthümliche Einbildung von der Allmacht der staatlichen Vormundschaftspolitik. Es ist dennoch den vereinten Bemühungen der Regierung und der maßgebenden einheimischen Factoren, insbesondere des Landtages und

der Landesorgane gelungen, die schwierige Aufgabe glücklich ins Werk zu setzen. Das Land hat sich vom wirtschaftlichen Verfall sichtlich aufgerafft und schreitet beharrlich vorwärts zum eigenen Wohle und zum Gedeihen des ganzen Vaterlandes. In neuester Zeit ist auch das alte Märchen von der Passivität Galiziens in Misscredit gerathen, seitdem es offenkundig ist, dass die neuen Branntwein- und Naphtasteuern, welche das lange ersehnte Gleichgewicht in die österreichischen Finanzen gebracht, vorzugsweise die Steuerkraft der galizischen Bevölkerung in Anspruch genommen haben, und seitdem es jedermann freisteht, sich aus den Staatsvoranschlägen zu unterrichten, dass Galizien alljährlich 30 Millionen Gulden als Überschuss seiner Einnahmen für Militär- und sonstige centrale Zwecke des Staates abwirft.

Die auf dem Gebiete geistiger und materieller Entwicklung bis nun gemachten Fortschritte und Errungenschaften haben die beiden Volksstämme Galiziens, die Polen und Ruthenen, durch die am 5. Juni eröffnete und am 15. October 1894 geschlossene Lemberger Landesausstellung gefeiert, welche bereits von mancher competenten Seite mit vollem Rechte als ein gelungenes Werk bezeichnet worden ist. Sie hat zahlreiches und unschätzbares Material über die intellectuelle Entwicklung und die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes geliefert, erheblichen Fortschritt sämmtlicher Productionszweige dargethan, die Unternehmungslust im Lande wachgerufen — fürwahr, eine reichliche Ernte, welche von allen Freunden des Landes und des Staates mit Freude begrüßt werden muss! Der Erfolg der Lemberger Landesausstellung verdient auch vom allgemeinen wirtschaftlichen Standpunkte gebürend gewürdigt zu werden, denn er bildet neuen Beleg dafür, dass sich in letzter Zeit eine beachtenswerte Umgestaltung im Bereiche des Ausstellungswesens vollzieht, die mit der allgemeinen Richtung der Volkswirtschaft und Volkswirtschaftspolitik eng verknüpft ist und in der allenthalben auftretenden Tendenz zur Nationalisierung der Ausstellungen ihren Ausdruck findet. Das um sich greifende Streben nach nationaler Annäherung und Erziehung productiver Kräfte hat sich auch der Ausstellungen bemächtigt und wusste sich diese modernen Gebilde wirtschaftlichen Aufschwunges und freier Concurrenz dienstbar zu machen. So verdankte es auch die galizische Landesausstellung vorzugsweise nationalen und sittlichen Triebfedern, dass sie sich im Inlande allgemeiner Sympathie erfreute und im Auslande wohlwollende Richter gefunden hat. Die umsichtige und zielbewusste Leitung hat alles vermieden, was den ernsten Charakter dieser nationalen Unternehmung

gefährden konnte, deshalb wurden das Prestige und der Vergnügungstheil möglichst eingeschränkt, und die Ausstellung gestaltete sich zu einem planmäßigen, lehrreichen und anregenden Werke, das die ihm zutheil gewordene Anerkennung wohl verdient hat.

In volkswirtschaftlicher Beziehung hat die Lemberger Ausstellung ergeben, dass Galizien zwar manche überraschende Anläufe zur Entwicklung der Industrie aufweisen kann, im großen und ganzen jedoch ein Agriculturland geblieben ist. Darin besteht die Eigenthümlichkeit Galiziens, welche es von den westlichen Kronländern wesentlich unterscheidet. Das Gebiet Galiziens umfasst 78.495 km^2, stellt sich somit ungefähr gleich dem Areal der drei Länder Böhmen, Mähren und Schlesien, welches zusammen 79.317 km^2 einnimmt. Während jedoch die landwirtschaftliche Bevölkerung nach der letzten Volkszählung vom 31. December 1890 in jenen drei Ländern 3,763.725 Personen oder 47 auf 1 km^2 beträgt, weist sie in Galizien 5,113.370 Personen auf oder 65 auf 1 km^2, eine Ziffer, welche sonst kein Land in Europa, das garten-, wein- und olivenreiche Italien nicht ausgenommen, aufzuweisen vermag. Überhaupt zeichnet sich Galizien durch eine verhältnismäßig sehr hohe Dichtigkeit der Bevölkerung aus, indem dieselbe in diesem Lande durchschnittlich 84 und in 22 politischen Bezirken über 100 Einwohner auf 1 km^2 beträgt, während in ganz Österreich durchschnittlich 80, in Ungarn 48 Personen auf 1 km^2 entfallen. Einem Industrielande könnte die große Menge arbeitsfähiger und billiger Kräfte zum Segen gereichen, in Galizien weckt sie aber ernste Bedenken und hat bereits zu einer weitgehenden Parcellierung der Grundstücke geführt. Die Industrie wird in Galizien nur von 9%, der Handel und Verkehr von 7%, öffentlicher Dienst und freie Berufe von 5%, die Land- und Forstwirtschaft dagegen von 77% der Bevölkerung betrieben. Aus diesen Ziffern ist leicht ersichtlich, dass die Zunahme der Volksdichtigkeit in Galizien nur durch dürftige Ernährung und unentwickelte Anstandsbedürfnisse der genügsamen Einwohner erklärt werden kann, und dass es für das Land zur socialen Nothwendigkeit geworden ist, die Industrie zu fördern und überhaupt neue Erwerbsquellen zu schaffen, wenn es in naher Zukunft vor socialen Unruhen und massenhafter Auswanderung bewahrt werden soll.

Nach den definitiven Ergebnissen der Grundsteuer-Regulierung des Jahres 1883 umfasst in Galizien die von der Land- und Forstwirtschaft in Anspruch genommene Gesammtfläche 7,849.699 *ha*, worunter 263.102 *ha* auf steuerfreie Flächen und zwar auf Bauarea, Hof-

räume, unproductiven Boden und dergleichen entfallen. Nach einzelnen Culturzweigen entfällt auf das Ackerland beinahe die Hälfte der ganzen Bodenfläche und zwar 3,803.543 *ha*, d. h. 48·45 %, auf Waldungen 2,021.828 *ha* oder 25·76 %, auf Gärten, Wiesen, Hutweiden und Alpen 1,740.230 *ha* oder 22·17 % der gesammten Bodenfläche. Seit der letzten Steuervermessung vom Jahre 1850 hat sich das urbare Land merklich vermehrt, indem die Äcker nahezu um 6 %, Wiesen und Gärten um 6·88 % zugenommen, während die Waldungen um 4·38 %, Hutweiden und Alpen um 1·81 %, Seen, Sümpfe und Teiche um 37·31 % abgenommen haben.

Die vom volkswirtschaftlichen und socialen Standpunkte sehr wichtige Vertheilung des Grundbesitzes lässt leider in Galizien viel zu wünschen übrig. Es mangelt hier beinahe vollständig an dem so wichtigen mittleren Besitze, der überdies in weiterer Abnahme begriffen ist. Der bäuerliche Kleingrundbesitz ist außerordentlich zerstückelt und erhebt sich nirgends — mit kaum nennenswerten Ausnahmen — zum mittleren Besitz. Der landtäfliche Besitz umfasst zwar zusammen 3,090.973 *ha* oder ungefähr 40 % der gesammten Bodenfläche, gehört jedoch größtentheils dem Großgrundbesitze an. Vom landtäflichen Besitz entfallen 510.292 *ha* auf den öffentlichen, vorzugsweise auf den Staatsbesitz und 2,580.681 *ha*, d. i. beinahe ein Drittel der ganzen Bodenfläche auf den privaten Besitz. Die Vertheilung des privaten landtäflichen Besitzes veranschaulicht die nachfolgende Zusammenstellung, aus welcher erhellt, dass die mittleren Besitzer von 100 bis 1000 niederösterreichischen Morgen, 1876 an der Zahl, bloß 19 % des landtäflichen privaten Besitzes innehaben, indem auf die Großgrundbesitzer von über 1000 Morgen, 1057 an der Zahl, 80·5 % desselben, auf die Kleinbesitzer der Rest von 0·5 % entfällt.

Der gesammte landtäfliche Besitz besteht zu 55 % aus Waldungen, zu 32 % aus Äckern, zu 11 % aus Wiesen, Gärten und Hutweiden. Aus diesen Zahlen erhellt, dass der Großgrundbesitz in Galizien verhältnismäßig ein bedeutend kleineres Gebiet umfasst, als es in den Nachbarländern der Fall ist. Dagegen ist der Kleingrundbesitz sehr ausgedehnt, indem er 4,772.885 *ha* oder 60 % der ganzen Bodenfläche umfasst und, abgesehen von Waldungen, welche zu 83 % dem Großgrundbesitze angehören, vom Ackerlande 74 % von den Wiesen 78 %, Hutweiden 85·5 %, Gärten 85·5 % der gesammten betreffenden Grundfläche des Landes einnimmt. Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung gibt es in Galizien 842.275 selbständige Landwirte, von denen nach unserer

Berechnung 839.342 dem Kleingrundbesitze angehören. Auf einen Bauernbesitz in Galizien entfallen somit durchschnittlich bloß 5·68 *ha* und nach Abrechnung des nicht selbständigen Grundbesitzes eine noch kleinere Grundfläche.

Die Vertheilung des privaten landtäflichen Besitzes in Galizien.

Grundfläche	Zahl der Besitzer	Gebiet in		Procentantheil der einzelnen Kategorien des Besitzes
		Morgen	Hektar	
über 10.000 Morgen oder 5755 *ha*	45	1,187.811	683.543	26·49
von 5000 bis 10.000 Morgen oder von 2877 bis 5755 *ha*	102	689.406	396.728	15·38
von 1000 bis 5000 Morgen oder 575 bis 2877 *ha*	910	1,735.098	998.487	38·69
von 500 bis 1000 Morgen oder 288 bis 575 *ha*	754	544.967	313.609	12·15
von 100 bis 500 Morgen oder 58 bis 288 *ha*	1122	302.637	174.155	6·75
von 25 bis 100 Morgen oder 14 bis 58 *ha*	306	18.463	10.624	0·41
unter 25 Morgen	1026	6.142	3.535	0·13

Der Mangel an einer vermittelnden mittleren Classe der Landwirte übt einen überaus nachtheiligen Einfluss auf die socialen Verhältnisse Galiziens und verschärft in Ostgalizien die nationale ruthenische Frage, da hier die vorwiegend ruthenischen Bauern den polnischen Großgrundbesitzern gegenüberstehen und die sociale Frage mit der nationalen vollständig identificiert wird. Angesichts der anhaltenden landwirtschaftlichen Krise und der um sich greifenden Parcellierungs-

tendenz ist in Galizien für absehbare Zeit keine Aussicht auf Besserung der ungünstigen Bodenvertheilung vorhanden. Die mittleren Besitzer in Galizien sind keine Bauern, sondern gehören der höheren socialen Classe der Großgrundbesitzer an, mit denen sie höhere Anstandsbedürfnisse gemein haben, ohne für dieselben in den stark geschmälerten Einnahmen die nothwendige Deckung zu finden. Als unmittelbare Folge dieser prekären Lage erscheint die zunehmende Verschuldung des mittleren Besitzes, wodurch seine Widerstandskraft noch mehr geschwächt und seine endgiltige Auflösung vorbereitet wird.

Die Landwirtschaft Galiziens steht noch lange nicht auf jener Höhe, welche von den westlichen Nachbarländern bereits seit geraumer Zeit erreicht ist. Der Grund hiefür ist theils in der natürlichen geographischen Lage Galiziens zu suchen, theils aber auf die oben genannten geschichtlichen Factoren zurückzuführen. Der Boden Galiziens weist in Bezug auf seine Lage und natürliche Beschaffenheit eine große Mannigfaltigkeit auf. Nach officieller Statistik zerfällt das Land in 22 landwirtschaftliche Zonen, deren 5 auf das Gebiet der Landwirtschaftsgesellschaft in Krakau, 17 auf dasjenige der Landwirtschaftsgesellschaft in Lemberg entfallen. Abgesehen vom karpathischen Gebirgslande ist der Boden Ostgaliziens fruchtbarer als der Westgaliziens. Im letzteren überwiegt lehmiges Hügelland und sandiges Land, während der Boden Podoliens und der humose Lehm im Sokaler Bezirke in Ostgalizien sich wegen seltener Fruchtbarkeit weiten Rufes erfreuen. Das Klima in Galizien ist viel strenger und veränderlicher als sonst in Österreich oder Ungarn, weil das Land gegen die rauhen Nord- und Nordostwinde nicht geschützt ist. Alljährlich ist Galizien überdies häufigen verheerenden Überschwemmungen der zahlreichen Flüsse und Wildbäche ausgesetzt, deren systematische Regulierung zwar in Aussicht gestellt, aber aus finanziellen Rücksichten seit mehr als einem Jahrzehnt verzögert wird.

Der große Umwandlungsprocess in der Landwirtschaft, der in Österreich und Ungarn seit der Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes, dem Freiwerden des Bodens und der Einführung von Eisenbahnen datiert, ist in Galizien noch nicht vollendet. Wie überall in der Monarchie hat derselbe auch in Galizien den Fortschritt gefördert, aber auch manche Schattenseiten nach sich gezogen. Zu den letzteren gehören unstreitig die endlose Zerstückelung des Bauernbesitzes und der Verfall der früher weit verbreiteten und blühenden Hausindustrie, welche, wie z. B. das Spinnen und Weben, eine vortheil-

hafte Nebenbeschäftigung der Bauern bildete und die ehemals ausgedehnte Flachs- und Hanfproduction nährte und belebte.

Die durchschnittliche Anbaufläche in ganz Galizien.

	1874 bis 1883		1884 bis 1893		Die Anbaufläche im letzten Jahrzehnt ist größer (+) oder kleiner (—) um	
	Hektar	Procent des Ackerlandes	Hektar	Procent des Ackerlandes	Hektar	Procent
Weizen . .	328.866	8·79	433.773	11·41	+ 104.907	+ 31·9
Roggen . .	580.951	15·55	613.149	16·12	+ 32.198	+ 5·5
Gerste . . .	397.706	10·63	360.084	9·47	— 37.622	— 9·5
Hafer . .	692.347	18·54	680.225	17·89	— 12.122	— 1·7
Mais . . .	67.735	1·80	98.228	2·58	+ 30.493	+ 45·0
Hülsenfrüchte	113.598	3·04	139.032	3·66	+ 25.434	+ 22·4
Buchweizen .	133.812	3·57	91.475	2·40	— 42.337	— 31·6
Flachs . .	32.291	0·87	25.993	0·68	— 6.298	— 19·5
Hanf . . .	30.870	0·82	33.962	0·89	+ 3.090	+ 10·0
Hopfen . .	621	0·02	1.655	0·04	+ 1.034	+ 166·5
Tabak . . .	2.923	0·08	1.776	0·04	— 1.147	— 39·2
Kartoffeln .	338.620	9·07	395.699	10·40	+ 57.079	+ 16·9
Rüben . . .	21.192	0·58	33.651	0·88	+ 12.459	+ 58·8
Kraut . . .	34.207	0·92	33.442	0·88	— 765	— 2·2
Kleesamen .	124.564	3·30	223.322	5·87	+ 98.758	+ 79·3
Mengfutter .	62.128	1·67	79.184	2·08	+ 17.056	+ 27·5

Die rationelle Wirtschaft hat sich auf vielen Großgrundbesitzen bereits Bahn gebrochen und das alte Dreifeldersystem in dasjenige der Sechs- und Siebenfelderwirtschaft umgewandelt. Der Procentantheil des Brachfeldes ist jedoch in Galizien noch bedeutend, indem er beim Großgrundbesitze 18·4%, beim Kleinbesitze 16% des Ackers beträgt, während in Böhmen nur 4·2%, in Schlesien 6%, in Mähren 11% brach liegen. Das Hauptproduct des Großgrundbesitzes ist der Weizen, des Kleinbesitzes dagegen der Roggen und Hafer. Im Jahrzehnte 1874

bis 1883 wurde der Weizen auf dem Gebiete von bloß 8·79% des gesammten Ackerlandes gebaut, im Jahrzehnt 1884 bis 1893 wurden dagegen für den Anbau des Weizens durchschnittlich 11·41% des Ackerlandes verwendet. Der Anbau des Roggens hat im letzten Jahrzehnt gegen das vorletzte um 5·5%, des Maises um 45% zugenommen, dagegen der der Gerste um 9·5%, des Hafers um 1·7% abgenommen. Der Anbau des Buchweizens hat in demselben Zeitraume um 31·6% abgenommen, wozu hauptsächlich die Unsicherheit der Ernte bei dieser Frucht beigetragen hat. Der Anbau des Hopfens, des Kleesamens, der Rüben und Kartoffeln hat bedeutend zugenommen. Auf Grund der officiellen Daten und der Berichtigung des Professors Lubomęski vergleichen wir in der folgenden Zusammenstellung die Veränderungen in den Anbauflächen der wichtigeren Früchte während der beiden letzten Jahrzehnte.

Im großen und ganzen ist die galizische Landwirtschaft noch extensiv, besonders aber ist die Wirtschaft der Bauern sehr zurückgeblieben, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, dass Galizien in Bezug auf die Ergiebigkeit wichtigster Getreidegattungen den westlichen Kronländern gegenüber stark zurücksteht. So hat nach officiellen Daten des Ackerbauministeriums im Zeitraume 1884 bis 1892 der durchschnittliche Ertrag der vier Getreidearten per Hektar in metrischen Centnern ergeben:

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
Ostgalizien	9·0	7·8	7·3	5·8
Westgalizien	7·2	5·6	8·7	7·8
Böhmen	13 8	11·6	13·9	11·1
Mähren	11·3	10·1	11·8	9·1
Schlesien	9·6	8·5	9·9	9·0
Niederösterreich . .	13·4	12·3	12·9	10·6
Oberösterreich	12·5	13·0	12·6	11·5

Aus diesen Ziffern ist leicht ersichtlich, dass durch allmähliche Einführung der intensiven Wirtschaft auf den Großgrundbesitzen, wozu gleichfalls die schwierige Lage der Landwirtschaft gebieterisch drängt, besonders aber durch die Hebung der Bauernwirtschaft die Productionskraft des Bodens sehr beträchtlich, ja beinahe auf das Doppelte gesteigert werden kann. Die Regierung und die Landesverwaltung haben sich in

dieser Beziehung in letzter Zeit großes Verdienst um das Land erworben durch Förderung der Meliorationen und des Localeisenbahnnetzes, der Ackerbauschulen und des Wanderunterrichtes sowie durch angemessene Reform der ländlichen Elementarschulen.

Dagegen hat Ostgalizien in demselben Zeitraume 1884 bis 1892 den in ganz Österreich ergiebigsten Ertrag von Kartoffeln und Zuckerrüben per Hektar ausgewiesen. Derselbe ergab in Ostgalizien 93·9 *q* von Kartoffeln, während Böhmen nur einen durchschnittlichen Ertrag von 75·3 *q*, Mähren von 76 *q*, Schlesien von 65·6 *q*, Niederösterreich von 71·8 *q*, Oberösterreich von 90 *q* per Hektar erzielten. An Zuckerrüben erzielte Ostgalizien durchschnittlich 242 *q*, in einer Zone sogar 342 *q*, während der Durchschnittsertrag der übrigen Kronländer kaum über die Ziffer von 215 *q* (in Böhmen) hinausgeht. Der galizische Boden ist sonach für die Production von Kartoffeln und Zuckerrüben außerordentlich geeignet und bietet die günstigsten Bedingungen nicht bloß für das ersprießliche Gedeihen der heimischen Branntweinproduction, sondern auch der sich Bahn brechenden Zuckerfabrication.

Die durchschnittliche Production des ganzen Ackerlandes hat nach officieller Statistik und unerheblicher Berichtigung des Professors Lubomęski in metrischen Centnern ergeben:

	Im Zeitraume 1874 bis 1883	Im Zeitraume 1884 bis 1893	Die durchschnittliche Production des letzten Jahrzehntes ist größer (+) oder kleiner (—) als die Production des vorletzten Jahrzehntes um	
	Metercentner	Metercentner	Metercentner	Procent
Weizen	2,917.389	3,605.483	+ 688.094	+ 23·6
Roggen	4,224.152	4,308.687	+ 84.535	+ 2·0
Gerste	2,860.939	2,829.802	— 31.137	— 1·1
Hafer	4,084.963	4,433.823	+ 348.860	+ 8·5
Mais	834.079	1,026.431	+ 192.352	+ 23·1
Hülsenfrüchte	870.312	1,110.511	+ 240.199	+ 27·6
Kartoffeln	26,398.283	32,460.798	+ 6,062.515	+ 22·9
Rüben	3,544.232	5,758.833	+ 2,214.601	+ 62·5
Kleeheu	3,155.729	6,134.525	+ 2,978.796	+ 94·4
Mengfutter	1,424.153	1,809.691	+ 385.538	+ 27·1
Wiesenheu	14,705.057	16,133.238	+ 1,428.181	+ 9·7

Im letzten Jahrzehnt verzeichnet somit die Production der Futterpflanzen die größte Steigerung, was mit gleichzeitiger bedeutender Zunahme des galizischen Viehstandes im engen Zusammenhange steht.

Die Ergebnisse der Viehzählung vom 31. December 1890 waren für Galizien überraschend günstig, indem dasselbe die größte absolute Anzahl von häuslichen Nutzthieren, im ganzen ungefähr ein Drittel der gesammten Viehhaltung Österreichs, sowie die höchste Steigerung des Viehstandes mit 8% ausgewiesen hat. Besonders stark erscheint in Galizien quantitativ der Pferdestand, der die Summe von 765.570 Stück erreicht hat, welche beinahe die Hälfte des ganzen Pferdestandes Österreichs ausmacht. Diese Anzahl ist jedoch nicht allzu hoch anzuschlagen, weil der Löwenantheil an derselben auf die kümmerlichen bäuerlichen Pferde entfällt, die qualitativ mit dem sonstigen Pferdestande Österreichs kaum verglichen werden dürfen. Die Zunahme des galizischen Pferdestandes ist vorzugsweise auf die Steigerung der selbständigen Bauernwirtschaften und der Bodenzersplitterung zurückzuführen, indem die galizischen, wenn auch noch so kleinen Bauern mit traditioneller Vorliebe unter Vernachlässigung eigener Bedürfnisse für den Besitz der Pferde schwärmen. Der Überfluss an solchen Pferden gereicht der Volkswirtschaft des Landes eher zum Nachtheil als zum Nutzen, weil ihre Ernährungskosten in keinem richtigen Verhältnisse zur Ergiebigkeit der Bauernwirtschaften stehen und die Einbürgerung einer rationellen Pferdezucht bei den Bauern dadurch erschwert wird. Die große Pferdemenge Galiziens macht es zur wichtigen und dankbaren Aufgabe der Staatsverwaltung, die rationelle Pferdezucht in diesem Lande zu fördern.

Es steht daher außer Zweifel, dass die neueste Absicht des Ackerbauministeriums, in Galizien einen Fohlenhof aus Staatsmitteln ins Leben zu rufen, mit ungetheilter Anerkennung begrüßt werden wird. In diesem Fohlenhofe sollen die aus der heimischen Pferdezucht angekauften Fohlen aufgezogen werden, um durch das gute Beispiel die rationelle Aufzucht der Fohlen in Galizien anzuregen, die für einen erfolgreichen Betrieb der Pferdezucht unbedingt nothwendig ist. Der regelmäßige Stand der Fohlen soll binnen vier Jahren erreicht werden und 120 Stück betragen.

Der Rindviehstand in Galizien weist nach der Zählung 2,448.106 Stück auf und hat im letzten Jahrzehnt eine ansehnliche Steigerung um 9·1% erfahren, während die Zunahme im Reichsdurchschnitte überhaupt nur 0·7% ergab. Die Zunahme in Galizien

erstreckt sich beim Rindvieh auf alle einzelnen Kategorien mit Ausnahme der Ochsen, welche um 21·4% abgenommen haben. Die Ursache der Zunahme dieser Nutzthiergattung liegt theils in der Bodenzerstückelung wie bei den Pferden, theils aber in dem erfolgreichen Schutze, den die Grenzsperre gegen Russland der heimischen Viehzucht gewährt hat. Die Rindviehausstellung war quantitativ und qualitativ zufriedenstellend und hat einen raschen Fortschritt der Rindviehzucht in Galizien dargethan. Das ausgestellte Vieh gehörte überwiegend der Simmenthaler und Oldenburger Race und deren Kreuzungen mit dem Landschlage an, hatte jedoch auch zahlreiche Exemplare von Landvieh vorgewiesen, das durch planmäßige Zucht verbessert wurde. Die Förderung der galizischen Rindviehzucht ist vornehmlich den eifrigen Bestrebungen der galizischen Landwirtschaftsgesellschaft und den ihr seitens der Staats- und Landesverwaltung zutheil gewordenen finanziellen Unterstützungen zu verdanken. Im Zeitraume 1868 bis 1893 hat die genannte Gesellschaft insgesammt 925.708 Gulden an Staats- und Landessubventionen erhalten, von denen sie 400.650 Gulden für die Hebung der Rindviehzucht mit Zielbewusstsein, Ausdauer und Erfolg verwendet hat.

Der Stand des Kleinviehs ist in Galizien ungünstiger als sonst in Österreich. Die Schafviehhaltung ist geringer als im Reichsdurchschnitt, trotzdem sie seit 1880 eine Zunahme von 3·5% aufweist, während im Reichsdurchschnitte eine Abnahme um 17·1% zu verzeichnen ist. Auch die Schweinehaltung steht bedeutend unter dem Reichsdurchschnitte; der Ziegenstand verzeichnet zwar eine Zunahme um 60%, bleibt aber der allergeringste in Österreich. In absoluten Zahlen hat die Zählung Ende 1890 die Summe von 630.994 Schafen, 784.500 Schweinen und 21.095 Ziegen ausgewiesen. Die Ausstellungen der Schafe und des Borstenviehs haben an den Tag gebracht, dass es in Galizien an einzelnen Bahnbrechern nicht fehlt, welche die rationelle Zucht dieser Nutzthiere mit Erfolg betreiben. Es wäre jedoch wünschenswert, dass diesem Wirtschaftszweige eine allgemeine und besondere Obsorge seitens des Staates und der Gesellschaft zugewandt werde, zumal die Schweinezucht als eine der gewinnreichsten Erwerbszweige des Landwirtes anzusehen ist. In Ungarn bildet den Haupthebel der Schweinezucht der entwickelte und geregelte Zustand des betreffenden Handelszweiges und die Concentrierung des Mastungs- und Verwertungssystems in einem Hauptmittelpunkte, in Budapest-Steinbruch. Eine angemessene Regelung des Borstenviehhandels in Galizien,

wo überhaupt der Landwirt von Zwischenhändlern ausgebeutet wird, dürfte zur raschen Hebung der Schweinezucht mächtig beitragen.

Einen namhaften Zweig der Landwirtschaft im weiteren Sinne bildet in Galizien die forstwirtschaftliche Production. Die Wichtigkeit des Forstwesens erhellt schon aus der Thatsache, dass die Waldungen in Galizien rund 2,000.000 *ha* oder 25% der ganzen Bodenfläche des Landes und über 25% der Waldfläche des Reiches ausmachen. Darunter umfassen Nadelhölzer 66%, Laubhölzer 34%; auf den Hochwald entfallen 78%, auf den Niederwald 22% aller Waldungen. Nach älteren Schätzungen soll der jährliche Holzzuwachs Galiziens durchschnittlich über 7,000.000 m^3 oder 3·59 m^3 per Hektar betragen. Der Holzzuwachs vertheilt sich zu 60% auf Brennholz, zu 40% auf Nutzholz. Wir können nicht umhin, es offen zu gestehen, dass diese Daten mit dem thatsächlichen Zustande der galizischen Waldungen in keinem Einklange mehr stehen und als übertrieben bezeichnet werden müssen. Seitdem namentlich durch die Eisenbahnen eine gewinnbringende Holzausfuhr aus dem Lande im größeren Maßstabe ermöglicht wurde, hat sich die Speculation der galizischen Waldungen bemächtigt und die uralten Bestände an vielen Orten derart gelichtet, dass die verderblichen Folgen dieser Raubwirtschaft sich beständig durch allgemeine Verschlimmerung des Klimas und durch periodische Überschwemmungen der Flüsse und Waldbäche dem ganzen Lande fühlbar machen.

Auf der Ausstellung war die Forstwirtschaft ziemlich reichlich und vortheilhaft vertreten, indem sich an derselben das Ackerbauministerium nebst den angesehensten Forsteigenthümern Galiziens betheiligt hatten. Der Staat ist in Galizien der größte Waldeigenthümer und besitzt mit Einschluss der Fondsforste 294.222 *ha* von Waldungen oder 14·54% der ganzen Waldfläche des Landes. Die Wirtschaft in den Staatswaldungen ist mustergiltig, die Holzindustrie aber schwach entwickelt. In letzterer Beziehung zeichnen sich einige private Forstverwaltungen sehr vortheilhaft aus. Überhaupt machte die Forstausstellung den günstigsten Eindruck und hat zur Genüge dargethan, dass in den galizischen Waldungen noch unermessliche Schätze aufgehäuft sind, welche zum großen Theile nur deshalb ein todtliegendes Capital bleiben, weil die Besitzer es nicht verstehen, das vortreffliche Material mittelst Holzindustrie zweckentsprechend zu verwerten. Eine angemessene Verwertbarkeit der Holzproducte ist in Galizien auch dadurch erschwert, dass die Handelsverhältnisse bezüglich derselben gar nicht geregelt sind, weshalb die

Producenten auf die kostspielige Vermittlung der kleinen Zwischenhändler angewiesen sind. Diesem Misstande wird voraussichtlich in naher Zukunft mittelst entsprechender Organisierung des Holzhandels vorgebeugt werden.

Die wichtigste Aufgabe der Forstwirtschaftspolitik in Galizien beruht gegenwärtig darauf, der weiteren Verwüstung der Wälder Einhalt zu thun, die schonende rationelle Wirtschaft zu fördern und die verhängnisvollen Folgen jahrelanger Raubwirtschaft durch Einforstungen, besonders der Gebirgsabfälle und des absoluten Waldbodens, gutzumachen. Zur Verwirklichung dieser Aufgabe ist neben dem energischen Vorgehen der Verwaltungsorgane eine entsprechende Reform des Forstgesetzes erforderlich, welche seit längerer Zeit auf der Tagesordnung der Verhandlungen des galizischen Landtages steht.

Die Ergiebigkeit der Jagd, besonders der Niederjagd steht in Galizien gegen die seiner westlichen Nachbarländer weit zurück, wodurch die bekannte Erfahrung bestätigt wird, dass die Niederjagd dort am blühendsten ist, wo der Ackerbau eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht hat und die besten Erträge abwirft. Nach den Ausweisen des Ackerbauministeriums für das Jahr 1892 gelangten in diesem Jahre vom Nutzwild in Galizien 55.444 Stück Haarwild, darunter 47.933 Hasen, und 76.813 Stück Federwild zum Abschusse, während in Böhmen in demselben Jahre 598.524 Stück Haarwild, darunter 550.659 Hasen, und 708.232 Stück Federwild, darunter 606.882 Rebhühner, erlegt wurden. Überhaupt ist die Jagd in Böhmen, Mähren, Schlesien, Niederösterreich und Oberösterreich am ergiebigsten und liefert fast alle Gattungen des jagdbaren Wildes. Dagegen steht Galizien in Bezug auf das größere Raubwild allen österreichischen Ländern voran, indem hier im genannten Jahre 13 Bären, 50 Wölfe, 25 Luchse, 256 Adler abgeschossen wurden, eine Anzahl, welcher die Jagdbeute sämmtlicher Kronländer mit Ausnahme der Bukowina bedeutend nachsteht.

Die Jagdausstellung präsentierte sich stattlich und anziehend, und die schönen Exemplare vom Hoch- und Raubwild haben in fachmännischen Kreisen allgemeines Aufsehen erregt. Eine unvergleichliche Ergänzung der Ausstellung bildete das berühmte zoologische Museum des Grafen Dzieduszycki, in welchem lediglich das im Inlande abgeschossene Wild Aufnahme findet.

Das hier entworfene Bild über den Stand galizischer Land- und Forstwirtschaft ergänzen wir noch mittelst einiger Daten über den auswärtigen Handel Galiziens mit land- und forstwirtschaftlichen Producten und über die galizische Bodenverschuldung.

Der auswärtige Handel Galiziens ist in den Daten des auswärtigen Handels der gesammten Monarchie enthalten, von denen derselbe nicht abzusondern ist. Aus den statistischen Ausweisen Deutschlands sind jedoch die Daten über den alljährlichen Stand des Warentransportes per Bahn zwischen Deutschland und Galizien sammt Bukowina zu entnehmen. Nach denselben hat die Warenausfuhr aus Galizien und Bukowina nach dem Deutschen Reiche im Jahre 1890 bei landwirtschaftlichen Producten 92.446 Tonnen, bei forstwirtschaftlichen Producten und Erzeugnissen 182.402 Tonnen, dabei zusammen 96.456 Stück Hausthiere, worunter 91.637 Stück Geflügel, erreicht. Die Daten über den Handel mit Erzeugnissen der landwirtschaftlichen Industrie sind hierin nicht inbegriffen.

Die hypothekarische Verschuldung des landtäflichen Besitzes in Galizien betrug Ende 1892 nach den Ausweisen der Grundbuchsbehörden die Summe von 194,075.339 Gulden, die Verschuldung des sogenannten „sonstigen", hauptsächlich des Kleingrundbesitzes 60,520.364 Gulden. Seit dem Jahre 1888 hat die Verschuldung des landtäflichen Besitzes um 8,747.768 Gulden abgenommen, vorzugsweise infolge der im Jahre 1889 erfolgten Propinationsablösung. Dagegen verzeichnet die Verschuldung sonstigen Besitzes in demselben Zeitraume die erhebliche Zunahme von 16,996.822 Gulden und ist seit der Anlegung neuer Grundbücher im beständigen Steigen begriffen.

(Schluss folgt.)

Triests Bedeutung als österreichischer Seehafen vordem und jetzt.

Von Dr. K. E.

(Schluss.)

Triest.

Der große wirtschaftliche Aufschwung, welchen Europa zu Ende des ersten Drittels dieses Jahrhunderts zu nehmen begann, hatte in Österreich keine günstigen Verhältnisse vorgefunden.

Die immer ungestümer andrängende Reaction der liberalen Ideen gegen die staatlichen Zwangsformen der Zeit, das über jedes Ziel hinausschießende Sturmlaufen der bei der dominierenden Geistesrichtung

nur zu bestechenden Nationalitätsidee, wie sehr dieselbe auch schon zu allem Anfang von ihren eigenen Aposteln missbraucht und desavouiert wurde, hatten eine gewitterschwüle Atmosphäre geschaffen.

Zudem hatte in Österreich noch ganz besonders die autonomistische Bewegung der Provinzialstände, namentlich Ungarns die Situation verschärft, welche für die Reichseinheit zu unmittelbar drohender Gefahr heranwuchs.

War aber eine allgemeine Auflehnung gegen die bestehenden Verhältnisse ein charakteristisches Zeichen der Zeit in allen europäischen Staaten, so war es bei der speciellen Zusammensetzung der österreichischen Monarchie, dem Vorwiegen des historischen Rechtsmomentes in derselben und seiner auf dem patriarchalischen Regime des Herrscherhauses beruhenden Grundlage nur begreiflich, dass die Ausgleichung der insbesondere gegen Österreich gerichteten Gegensätze hier zu einem Gährungsprocesse führte, dem gegenüber sich die Neuordnung in den anderen Staaten verhältnismäßig leicht und glatt vollzog, und dass die Stellungnahme der Regierungsgewalt gegen die neuen Theorien sich im Äußeren sowie im Innern zu einem besonders scharfen Repressivsystem ausbilden musste; allein ebenso begreiflich war es, dass bei solchen Verhältnissen, welche alle Hilfsquellen des Staates für die Abwehr der drohenden großen Gefahren absorbierten, eine ersprießliche Pflege wirtschaftlicher Interessen nicht möglich war, und dass die unleugbare Stagnation des geistigen und wirtschaftlichen Lebens in Österreich jenen Vorsprung ermöglichte, welchen uns andere Staaten während dieser schweren Periode mit leichter Mühe abgewannen.

Hatte aber das Patriarchalische unserer Einrichtungen zu Anfang dieser Zeit doch noch mit im Gefolge gehabt, dass die Regierung die materielle Cultur in Landwirtschaft, Handel, Gewerbe und Verkehrswesen, wenn auch dem neuen Zeitgeiste nicht mehr ganz entsprechend, so doch in einer Weise begünstigte und förderte, welche ein gewisses Wohlleben in der vormärzlichen Zeit ermöglichte, so blieb für die Pflege materieller Interessen wohl nur wenig Raum vorhanden, als die lang zurückgehaltene freiheitliche, nationale und ständische Bewegung allenthalben losbrach und das ganze Staatsgebäude bis in das Innerste erschütterte.

Von dem Ausbruch der von Sardinien genährten und geleiteten Revolution in den italienischen Provinzen und dem Auflodern der nur mit Mühe gedämpften ständischen Bewegung in Ungarn bis zum Durch-

bruche und Siege der Einheitsidee in Italien, dann wieder bis zur Austragung des großen Kampfes um die Hegemonie in Deutschland sind zwei Jahrzehnte einer Sturm- und Drangperiode verflossen, innerhalb welcher die Stimme der wirtschaftlichen Forderungen im Getöse der Waffen verstummte. Triest selbst hielt während dieser ganzen schweren Periode, seinen Traditionen und seinem Titel [1]) getreu, fest zu Kaiser und Reich. Die mächtige Anregung, welcher es seine hervorragende Stellung im Mittelmeere verdankte, konnten ihm diese allerdings nicht mehr geben, doch mangeln auch während dieser Epoche nicht Beweise von Fürsorge, soweit die schweren Zeiten eine solche gestatteten.

Triests Handel und Seeschiffahrt haben zwar auch in diesen Jahren zugenommen, doch läßt die geringe Bedeutung der Fortschritte, die steigende Stagnation in seinen Seeverbindungen, welche sich allgemach auf die Häfen des Mittelländischen Meeres beschränkten, jenen lebendigen Impuls vermissen, der einem Seehafen eben nur durch die Initiative eines blühenden und schaffensfreudigen Hinterlandes gegeben wird.

Diese zögernde Entwicklung ward aber zum Stillstande und zum Rückschritte, als der gewaltig zunehmende Verkehr andere Häfen auf-

[1]) Im Jahre 1819 erhielt die Stadt Triest als Lohn ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an Österreich den Titel „Allergetreueste Stadt". Das bezügliche Patent Kaisers Franz I. besagt:

„Unsere Stadt Triest hat Uns die Bitte überreicht, ihr die Führung des Ehrentitels Allergetreueste Stadt, dann des ihr schon von Unserem erlauchtesten Vorfahren Kaiser Friedrich III. im Jahre eintausend vierhundert vier und sechzig bewilligten Wappens und einer städtischen Fahne zu gestatten.

Nachdem wir die unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit an Uns und Unser Haus, wodurch die Bürger und Bewohner der genannten Stadt sich in allen Zeiten und Verhältnissen, sowohl in den Kriegesstürmen verflossener Jahrhunderte, als auch während des Dranges der letzten Zeitereignisse rühmlich auszeichneten, mit landesväterlichem Blicke wahrgenommen, in Erwägung gezogen und daher beschlossen haben, der Stadt durch Genehmigung ihrer Bitte einen neuen Beweis Unserer kaiserlichen Huld und Gnade zu geben, so haben Wir Uns bewogen gefunden, ihr den alten Ehrentitel: Allergetreueste Stadt, dann die Führung des Wappens in seiner Art, wie ihr solches von Unserem Vorfahren weiland Kaiser Friedrich III. mit Diplom vom zweiundzwanzigsten Februar eintausend vierhundert vier und sechzig verliehen worden ist, und einer städtischen Fahne in Gnaden zu bestätigen, dergestalt, dass sie für immerwährende Zeiten berechtigt sein soll, sich dieser auszeichnenden Vortheile bei allen vorkommenden Gelegenheiten, insbesondere des Wappens auf allen städtischen Gebäuden und Thoren, dann in allen Urkunden und Siegeln ungestört zu bedienen und zu erfreuen.

Das meinen Wir ernstlich. Zu Urkund dieses Briefes besiegelt mit . . ."

suchte, deren Warenbewegung kolossale Dimensionen annahm, während Triest kaum mehr als die Ziffern der Vorjahre aufwies.

Denn um diese Zeit beginnt eine Erfindung sich Bahn zu brechen, welche bestimmt sein sollte, die ganze Physiognomie des Verkehres, des wirtschaftlichen Gesetzes der Entfernungen durchgreifend zu ändern.

Es ist die Erfindung des Dampfes.

Die gewaltige Umwälzung, welche die neue Errungenschaft auf allen Gebieten des menschlichen Schaffens hervorbrachte, äußerte ihre volle Einwirkung zunächst auf die Gestaltung des Handels und Verkehrs, der in seiner rapiden Entwicklung jene lebendige Kraft des Inhaltes, jene Präcision der Formen annahm, welchen gegenüber die primitiven Transporte der früheren Zeit zurücktraten und verschwanden.

Es kann dem österreichischen Seehafen der Vorwurf nicht gemacht werden, dass derselbe die weittragende Bedeutung des neuen Communicationsmittels nicht gleich zu allem Anfang erkannt hat, denn auf jenem Gebiete, dessen Pflege Triest als Hafenstadt oblag, auf dem Gebiete des Seeverkehres hat die eigene Initiative des Triester Handels sich sofort der neuen Erfindung bemächtigt, und bereits im Jahre 1818 führte eine regelmäßige Dampfschiffverbindung von Triest nach Venedig.[1])

---

[1]) Der Gründer dieser ersten österreichischen Dampfschiffahrt war John Allen, ein Triester Kaufmann. Ihm gebürt das Verdienst, die neue Erfindung, welche eben damals von England aus ihren raschen Siegeslauf zu nehmen begann, als erster für die österreichische Schiffahrt verwertet zu haben. Wir lassen nachstehend das Patent Kaisers Franz I. vom 21. December 1817 folgen, womit dem Genannten die Concession zur Activierung der ersten regelmäßigen Dampfschiffahrtslinie zwischen Triest und Venedig ertheilt wurde, ein interessantes Blatt österreichischer Handelsgeschichte, dessen Lesung wir angelegentlich allen jenen empfehlen, welche einen Mangel an commerciellem Scharfblick und Unternehmungsgeist bei dem Triester Kaufmannsstande für den Niedergang unseres Handels verantwortlich machen wollen. Das Patent lautet:

„Wir Franz der Erste bekennen mit diesem Briefe: Es sei Uns von dem Großhändler John Allen zu Triest vorgestellt worden: Er sei bereit, eine regelmäßige Fahrt mit Dampfschiffen zwischen Triest und Venedig in der Art der Paketboote für Passagiers und Waren zu errichten, wenn Wir ihm hierzu Unseren Allerhöchsten Schutz und ein ausschließendes Privilegium auf mehrere nacheinander folgende Jahre bewilligen wollen.

Da Wir Uns nun jederzeit bereit finden lassen, nützliche Erfindungen und Unternehmungen zu unterstützen, so haben Wir Uns auch bewogen gefunden, dem allerunterthänigsten Gesuche des John Allen zu willfahren und ihm, seinen Erben und Cessionarien auf die Unternehmung einer regelmäßigen Schiffahrt mit den von ihm herzustellenden Dampfschiffen zwischen Triest und Venedig in der Art der Paketboote für Passagiers und Waren (jedoch unbeschadet Unseres Postgefälls)

Aus diesen bescheidenen Anfängen aber hat sich und zwar gleichfalls durch private Initiative von Triester Kaufleuten jenes Verkehrs-

auf fünfzehn Jahre, von dem Tage anfangend, an welchem er mit einem solchen mit wenigstens 200 Centnern beladenen Schiffe die erste Fahrt gemacht haben wird, ein ausschließendes Privilegium gegen dem zu ertheilen, dass er:

1. ein getreues Modell oder eine genaue Zeichnung sammt beigefügtem verjüngtem Maßstabe und Beschreibung von dem Dampfschiffe, der Dampfmaschine und ihrer Verwendung versiegelt einlegt.

2. Dass er binnen einem Jahre von dem Tage der ihm von der Verleihung dieses Privilegiums gemachten Eröffnung ein Dampfschiff herstelle und damit eine regelmäßige Fahrt zwischen Triest und Venedig beginne; widrigens, wenn er dieses ihm ertheilte Privilegium binnen einem Jahre nicht in Ausübung bringen oder während der übrigen Frist ein ganzes Jahr hindurch unbenützt lassen würde, dasselbe für erloschen zu achten sein sollte.

3. Dass jedes hergestellte und zum Antritt der Reise ausgerüstete Dampfschiff der über die Haltbarkeit der Maschine durch die unterm 6. bis 18. September 1817 bekannt gemachten Directiven vorgeschriebenen Untersuchung unterzogen und zu diesem Ende die Anzeige von dem Unternehmer gemacht werde.

4. Dass die Untersuchung und Probierung des Dampfkessels jährlich nach dem Winter und vor der ersten Fahrt wiederholt werde.

5. Dass John Allen jederzeit vor der Abfahrt eines jeden Dampfschiffes ausweise, dass dasselbe mit einem zur Leitung der Dampfmaschine geeigneten und mit derselben vertrauten Maschinenmeister bestellt sei und von einem der Schiffahrt kundigen und hierzu ganz geeigneten Individuum geführt werde.

6. Dass derselbe überhaupt alle in den §§ 9, 10, 11 et 12 der Kundmachung vom 6. bis 18. September 1817 enthaltenen Bestimmungen und angeordneten Vorsichten genau und vollständig in Erfüllung bringe.

Wenn aber diese ihm hiermit aufgetragenen Bedingungen getreulich in Erfüllung gebracht werden, so solle er sich nicht nur dieses ihm allergnädigst verliehenen Privilegiums zu erfreuen haben, sondern Wir verordnen zugleich, dass während 15 Jahren vom Tage seiner ersten Dampfschiffahrt sich außer ihm jedermann enthalten solle, in das ihm hiermit auf eine regelmäßige Fahrt mit Dampfschiffen zwischen Triest und Venedig in der Art der Paketboote für Passagiers und Waren ertheilte ausschließende Privilegium Eingriffe zu machen und zwar bei Verlust des betretenen Materiales an Dampfschiffen, Geräthschaften und zum Bau und Ausrüstung derselben vorfindigen Werkzeuge, welches alles zum Nutzen des John Allen verfallen sein solle.

Wie denn auch noch den Übertreter dieses Privilegiums noch insbesondere Unsere Allerhöchste Ungnade und eine Geldstrafe von 100 Ducaten in jedem Übertretungsfalle treffen solle, wovon die Hälfte Unserem Ärarium, die andere Hälfte aber dem John Allen zufallen und unnachsichtlich durch Unser Fiscalamt eingetrieben werden solle.

Das meinen Wir ernstlich.

Urkund dessen . . .

Wien, am 21. December 1817."

institut entwickelt, welches die österreichische Flagge auf allen Meeren zu Ehren gebracht, sich in den schwierigsten Verhältnissen als eine zuverlässige Stütze der österreichischen Machtstellung im Frieden und im Kriege erwiesen hat und auch heute noch die commerzielle Seemacht Österreichs repräsentiert: der österreichische Lloyd.[1])

[1]) Die Gründung des österreichisch-ungarischen Lloyd fällt in das Jahr 1836. In diesem Jahre fassten mehrere angesehene und unternehmende Triester Kaufleute, an deren Spitze der ebenso geniale als unglückliche Karl v. Bruck, der spätere Handelsminister, stand, dessen hohe Befähigung eben damals glänzend hervorzutreten begann, den Entschluss, durch Gründung einer stabilen Dampfschiffahrtsunternehmung dem immer fühlbarer werdenden Mangel regelmäßiger Communicationen mit den auswärtigen Seeplätzen, insbesondere der Levante abzuhelfen.

Am 16. Juni 1836 fand die erste Versammlung statt, und bereits am 2. August war die Gesellschaft constituiert. Gründer waren Franz Thaddäus Reyer als Obmann, Josef Bousquet, Karl v. Bruck, L. M. Brucker, Marco Parente, Karl Regensdorf und Schnell Griot. Das Gründungscapital wurde in Actien zerlegt und betrug eine Million Gulden Conventionsmünze. Die neue Gesellschaft erstand von der John Allen'schen Unternehmung die beiden Dampfschiffe „Arciduchessa Sofia" und „Arciduca Carlo" und ließ sogleich zwei neue Dampfschiffe, „Arciduca Carlo Lodovico" und „Arciduca Carlo", in England und zwei andere, „Conte Kolowrat" und „Principe Metternich", in Triest, ersteres in der Werfte der Gebrüder Pritschard, letzteres in der des Gaspare Tonello bauen.

Bereits am 16. Mai 1837 gieng der erste Lloyddampfer nach Constantinopel ab, und hiermit war die erste regelmäßige Dampfschiffverbindung Österreichs mit dem Oriente begründet.

Trotz der sich entgegenthürmenden Hindernisse, der verheerenden Pest- und Choleraepidemien, welche besonders im Orient wütheten, der vielfachen Schwierigkeiten, welche Neid und Missgunst der vollen Entfaltung dieses Verkehres im Auslande entgegenstellten, wuchsen das Ansehen und die Bedeutung der Gesellschaft von Tag zu Tag, und schon zu Ende des Jahres 1837 besaß der Lloyd eine ansehnliche Flotte, mit welcher er regelmäßige Verbindungen mit Venedig, Ancona, Corfu, den griechischen und levantinischen Häfen, insbesondere mit Constantinopel, Smyrna und Alexandrien unterhielt.

Durch diese Erfolge ermuthigt, vermehrte die Gesellschaft ihr Betriebscapital um 500.000 fl. C.-M., ließ neue Schiffe bauen und schloss mit der Staatsverwaltung einen Vertrag, welcher ihr die regelmäßige Beförderung der Post zusicherte, und mit der griechischen Regierung ein Übereinkommen ab, durch welches sie gegen die Verpflichtung, regelmäßige Dampfschiffverbindungen zwischen den griechischen Häfen und dem Auslande einzuhalten, das Recht zum Betriebe der Küstenschiffahrt dortselbst erhielt, und als der Lloyd mit Hilfe der Regierung, welche ihm hierzu ein Darlehen von einer Million Gulden bewilligte, im Jahre 1845 an Stelle der dieser Aufgabe nicht gewachsenen damaligen Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, welche vom Donaudelta aus Fahrten nach Constantinopel, Smyrna und Syrien unterhielt, trat und seine Fahrten auf der einen Seite bis

Nicht dasselbe erfreuliche Bild bietet die Geschichte unserer Dampfverbindungen auf dem Lande, denn als man endlich doch daran gieng, die Eisenbahnen, welche in allen Nachbarstaaten bereits seit Jahren mit erstaunlichen Erfolgen functionierten, einzuführen, da geschah gerade das Gegentheil von dem, was im Interesse nicht nur des Reichshafens sondern der wirtschaftlichen Machtstellung Österreichs im allgemeinen hätte geschehen sollen. Nicht von der Reichshauptstadt zur eigenen Seeküste, vielmehr vom Inlande nach fremden Häfen führten die ersten Schienenstränge.

---

nach Galatz, auf der anderen bis nach Trapezunt ausdehnte, da war derselbe, dem nunmehr die große Aufgabe zufiel, den Verkehr Österreichs und Deutschlands nach der Levante auf den beiden einzigen damals bestehenden Wegen, über das Adriatische und über das Schwarze Meer, zu besorgen, der wichtigste Factor des österreichischen und deutschen Orienthandels geworden.

Von demselben Geiste beseelt, bot die Gesellschaft auch in der folgenden, durch Kriegsereignisse und das allgemeine Darniederliegen des österreichischen Handels unserer Handelsmarine ungünstigen Periode alles auf, um diesen Verkehr zu beleben. Dabei hat der Lloyd jedoch nie versäumt, seine eigenen Interessen den staatlichen Rücksichten unterzuordnen. Während des Aufstandes in Italien im Jahre 1848 waren es die Lloyddampfer, welche die Action des österreichischen Heeres erfolgreich unterstützten, und ebenso auch während der Kriege im Jahre 1859 und 1866. Über Aufforderung der Regierung hatte der Lloyd die Besorgung der Flussschiffahrt auf dem Po mit einer eigenen Flottille von Dampfern übernommen, welche im Kriegsfall von der k. k. Marine armiert werden konnte, ein Unternehmen, das bei seiner geringen Rentabilität der Gesellschaft nicht geringe Opfer auferlegte, und während des Krimkrieges war es vor allem die der Politik des Staates geschuldete Rücksicht, welche den Lloyd verhinderte, aus den für die Seeschiffahrt so günstigen Conjuncturen die Vortheile zu ziehen, welche andere Schiffahrtsgesellschaften daraus zogen, und die es ihnen auch ermöglichten, bei den bestehenden enormen Frachten mit dem Erträgnisse weniger Fahrten den ganzen Wert ihres Schiffsmaterials hereinzubringen, wogegen der Lloyd die ganze Wucht des darauffolgenden Rückschlages, der die Seefrachten auf ein Minimum herabdrückte, voll empfinden musste und ihm noch außerdem als Folge dieser Ereignisse im Schwarzen Meere die Concurrenz einer seit dem Krimkriege ins Leben gerufenen russischen Dampfschiffahrtsgesellschaft erwuchs.

Seither ist im Seeverkehre eine gewaltige Umwälzung vorgegangen. Seit Erfindung der Schiffsschraube waren allmählich an Stelle der früheren Dampfer von beschränktem Fassungsraume mächtige Schiffskolosse getreten, deren Tonnengehalt nach Tausenden zählte, und mit denselben hatte der Seeverkehr einen ungeahnten Aufschwung genommen. Dieser Verkehr selbst war aber aus dem Rahmen der Privatunternehmung, in welchem er sich früher bewegte, herausgetreten. Er war zum politischen Machtmittel der Staaten, zur Staatsraison geworden, und der Ausfall der unglaublich niedrigen Seefrachten, mit denen die einzelnen Dampfschiffahrtsunternehmungen sich gegenseitig unterboten, fand in den denselben von

Schon zu Anfang der Vierzigerjahre wurde Wien über Olmütz (1841) und Prag (1845) mit den deutschen Bahnen und durch dieselben direct mit den Häfen unserer nordischen Concurrenten verbunden. Im Juli 1854 wurde die Semmeringbahn dem Verkehre übergeben und hierdurch auch Steiermark, in der Folge selbst Krain bis Laibach, also unser ganzes unmittelbares Hinterland in diese Verbindung einbezogen, Triest jedoch noch immer außerhalb derselben belassen.

Erst am 27. Juli 1857 erfolgte die Betriebseröffnung der Strecke Laibach-Triest. Der Ausbau der Südbahn von Laibach ab hatte jedoch nicht die Verbindung mit Triest sondern die mit Italien sich zum Hauptzwecke gesetzt, denn die Haupttrace der neuen Bahn führte von Nabresina nach Görz, und Triest wurde nur durch eine Zweigbahn dieser Hauptlinie angegliedert.[1])

---

ihren Regierungen in immer steigendem Maße bewilligten Subventionen seinen Ersatz.

Auch der Lloyd betrat diesen Weg, und mit Hilfe der ihm von der Regierung seit 1855 bewilligten Subventionen schritt derselbe an die Umformung seines Schiffsmateriales, welche ihm die Erhaltung einer regeren Thätigkeit in den Häfen des Mittelmeeres und später, als der Suezcanal dem Verkehre übergeben wurde, die Ausdehnung seiner Schiffahrt bis nach Indien, China und Japan gestattete.

Insbesondere durch dieses letzterwähnte Ereignis, welches das östliche Mittelmeer zu einem Centralpunkte der europäischen Schiffahrtsbewegung machte und die vom Lloyd befahrenen Linien zu Weltlinien erhob, war der Lloydverkehr aber der ganzen Härte eines von allen seefahrenden Nationen mit den wirtschaftlichen Machtmitteln der Gegenwart geführten Concurrenzkampfes preisgegeben, von dem die österreichische Schiffahrt trotz der opfermüthigsten Gegenwehr Schritt um Schritt zurückgedrängt wurde.

Die Regierung hat jedoch die hohe Bedeutung des Lloyd vorurtheilsfrei anerkannt und seinen großen Verdiensten Gerechtigkeit angedeihen lassen, sie hat die Interessen desselben zu ihren eigenen gemacht und hierdurch bezeugt, dass sie diese einzige große österreichische Schiffahrtsgesellschaft nicht als eine vom engherzigen Parteiinteresse geleitete Unternehmung sondern als jene Institution ansieht, welche ihren weitblickenden, von echt patriotischem Geiste erfüllten Gründern bei der Errichtung vorgeschwebt hat.

[1]) „Eine Sackbahn," so heißt es in der Denkschrift, welche die Triester Handels- und Gewerbekammer im September des Jahres 1881 der Regierung unterbreitet hat, „verknüpft Triest mit dem Reiche und der ganzen übrigen Welt, eine Sackbahn, die nur selten einen Reisenden in unsere Stadt führt, weil sie eben keinen Theil einer durchlaufenden Strecke bildet, eine Sackbahn, die eben nur das herführt, was für unsere Schiffe bestimmt ist, und das wegführt, was von diesen gebracht wird. Einen Verkehr wie anderwärts, ein Kommen, Passieren und Gehen gibt es bei uns nicht, denn alles ist hier am Ziele oder Anfange seiner Reise und sucht nur so rasch als möglich den geschäftlichen Zweck zu erfüllen."

Dies ist mit wenigen Worten die traurige Vorgeschichte unserer Eisenbahnverbindungen.

Es war allerdings ein schwerer Missgriff, den wichtigsten Seehafen des Reiches volle 16 Jahre nach dem Anschlusse unserer Monarchie an das mitteleuropäische Schienennetz und mehr als zwei Jahrzehnte, nachdem ihre Concurrenten im Norden die Wohlthaten dieses neuen Verkehrsmittels genossen, ohne jede Bahnverbindung und daher abseits und außerhalb des Weltverkehres zu belassen, allein selbst als man sich anschickte, das Versäumte nachzuholen, und als Triest wohl oder übel im Jahre 1857 die sehnlichst erwartete Eisenbahn erhielt, gieng man nicht etwa mit thatkräftigem Entschlusse daran, die schweren Schädigungen, die unser Verkehr durch dieses Versäumnis erlitten hatte, zu heilen.

Es wäre geboten gewesen, nunmehr mit voller Energie den lang vernachlässigten Verkehr des eigenen Hafens zu beleben, die verlorenen Gebiete durch eine durchgreifende und anhaltende Verbilligung aller Tarife auf der neu errichteten Bahn, sei es auch mit Opfern in der bezüglichen Gebarung zurückzugewinnen.

Aber nichts von alledem geschah, und 14 Monate nach ihrer Vollendung wurde die Südbahn an eine Actiengesellschaft verkauft.

War aber der verspätete Anschluss Triests und des Litorales an das Reich sozusagen die Erbsünde, mit der unsere Bahnen überhaupt entstanden, hatten die kriegerischen Wirren der Zeit und die missliche finanzielle Lage des Staates die Sanierung dieser schweren Missgriffe hinausgeschoben, so musste die selbst in der Folge inaugurierte Eisenbahnpolitik den Reichshafen nur umso härter treffen, als dieselbe auch fortan beinahe darauf auszugehen schien, dem Verkehre Österreichs alle möglichen Wege zu ebnen, nur nicht den, welcher über den einzigen eigenen Hafen führte.

Im Jahre 1867 wurde die Brennerbahn eröffnet; infolge der neuen Linie Innsbruck-Bozen-Ala-Verona wurden Tirol, Salzburg, der westliche Theil Kärntens und Böhmens Triest abwendig gemacht und Venedig genähert, und im Jahre 1884 vermittelte die Arlberger Bahn den Anschluss aller westlichen Provinzen Österreichs an die schweizerischen Bahnen und durch dieselben deren Annäherung an Genua, welches sich durch die Gotthardbahn die Schweiz und Süddeutschland zum Nachtheile Triests schon längst erobert hatte, und als endlich noch die Concurrenz des von der ungarischen Regierung nachdrücklich und zielbewusst geförderten transleithanischen Hafens Fiume gegen Triest

in die Schranken trat, da war das Verkehrsgebiet des österreichischen Seehafens von seiner ganzen vormaligen Ausdehnung auf ein solches Minimum reduciert, dass es kaum mehr als die nächstgelegenen Provinzen umfasste.

Hierzu kam noch ein allmähliches Zurückgehen unserer Seeverbindungen, welches sich insbesondere nach der Eröffnung des Suezcanals, also nach Eintritt eines Ereignisses bemerkbar machte, das jeder Voraussicht nach gerade das Gegentheil hiervon hätte bewirken und Triest, dem für den Verkehr über diese Straße am günstigsten gelegenen Seehafen des Mittelmeeres, seine alte Bedeutung hätte zurückgeben sollen. Von dem gewaltigen Verkehr, welcher nunmehr diese Route einschlug, entfiel leider beinahe gar nichts auf Triest, während der Zudrang der Handelsschiffe aller Nationen im östlichen Becken des Mittelmeeres der Concurrenz anderer Schiffahrtsgesellschaften, insbesondere englischer und französischer, die Wege wies, um mit Hilfe der ihnen von ihrer Regierung reichlich bewilligten Subventionen dem österreichisch-ungarischen Lloyd trotz seiner hervorragenden Leistungen sogar dessen ureigenste Gebiete in der Levante durch Kampftarife streitig zu machen, gegen welche unsere Schiffahrt nicht aufkommen konnte. Kurz, Triest bot ein Bild des vollständigsten Rückschrittes auf der ganzen Linie.

Als Beleg für die Wahrheit dieser Behauptungen mögen nachstehende Daten dienen, welche authentischen Quellen entnommen worden sind. Sie behandeln zwar, da das jüngste Kind der europäischen Staatsweisheit, die Statistik, damals die heutige Ausbildung nicht hatte, zumeist nur den Seeverkehr, doch kann aus ihnen bei der Wechselbeziehung, in welcher Land- und Seeverkehr zueinander stehen, mit Zuverlässigkeit auf den Stand der Gesammtbewegung geschlossen werden. Als Vergleichsobject haben wir den bedeutendsten unserer nordischen Concurrenzhäfen, Hamburg, gewählt, weil derselbe gleich zu Beginn unseres Niederganges zu uns im Verhältnisse eines Rivalen stand und unser Rückgang im Entgegenhalte zu der rapiden Zunahme des Handels und Verkehres in jener Stadt daher ganz besonders an Anschaulichkeit gewinnt.

Im Jahre 1815 bezifferte sich, wie bereits erwähnt,[1] der Seeverkehr Triests auf 6667 Schiffe mit 241.414 Tonnen, der Hamburgs dagegen betrug nur 2000 Schiffe mit 144.891 Tonnen.

---

[1] Siehe „Österr.-Ungar. Revue", 17. Band, 2. Heft.

In den nachfolgenden Zeitabschnitten verhalten sich die jährlichen Durchschnittsziffern des Verkehrs in diesen beiden Häfen, wie folgt:

Im Quinquennium		Schiffe		Tonnen		Schiffe		Tonnen
1816—20	zählte Triest	5.146	mit	220.598;	Hamburg	2.188	mit	170.773
1821—30	„ „	5.912	„	286.136	„	2.284	„	193.615
1831—35	„ „	8.013	„	367.703	„	2.579	„	232.713
1836—40	„ „	10.040	„	435.921	„	2.735	„	288.202
1841—45	„ „	8.301	„	448.667	„	3.462	„	392.877

Der Verkehr Triests ist während dieser ganzen Periode dem Verkehre Hamburgs weit überlegen, und die Wirkungen dieses Aufschwunges dauern auch während der nächstfolgenden Periode fort, obgleich Hamburg schon Schienenverbindungen besaß, während solche dem Triester Hafen noch lange abgiengen, ein Beweis für die Thatsache, wie zähe der Handel trotz ungünstiger Verhältnisse auf dem eingeschlagenen Wege beharrt, aber auch dafür, wie schwer es ist, einmal verlorene Handelsgebiete wiederzuerobern.

Im Quinquennium		Schiffe		Tonnen		Schiffe		Tonnen
1846—50	zählte Triest	9.139	mit	553.206;	Hamburg	3.763	mit	461.770
1851—55	„ „	11.635	„	774.671	„	4.454	„	624.125

Erst im Jahre 1856 machen sich die Wirkungen der neuen Verkehrsverbindungen Hamburgs geltend.

Im Quinquennium		Schiffe		Tonnen		Schiffe		Tonnen
1856—60	zählte Triest	10.701	mit	756.913;	Hamburg	4.843	mit	888.074

Von diesem Zeitpunkte an ist Triest in immer steigender Progression überflügelt.

Im Quinquennium		Schiffe		Tonnen		Schiffe		Tonnen
1861—65	zählte Triest	10.395	mit	768.241;	Hamburg	5.208	mit	1,064.344
1866—70	„ „	9.960	„	986.005	„	4.974	„	1,457.003
1871—75	„ „	8.297	„	964.841	„	5.422	„	2,013.480
1876—80	„ „	7.954	„	1,091.415	„	5.582	„	2,399.029

Das heißt, der Verkehr Hamburgs übertraf den Triests um das Doppelte.

Noch auffälliger wird der Unterschied aber im folgenden Decennium, in welchem die Stagnation im Triester Verkehrsleben andauert, der Verkehr Hamburgs dagegen kolossale Dimensionen annimmt.

Die Gesammtwarenbewegung der beiden Häfen stellt sich in diesen Jahren, wie folgt:

1880	Triest	21,739.675 q	Hamburg	83,721.038 q
1881	„	21,631.645 q	„	78,059.281 q
1882	„	21,857.193 q	„	81,822.641 q
1883	„	23,677.686 q	„	91,551.699 q
1884	„	23.798.034 q	„	97,192.158 q
1885	„	24,763.583 q	„	94,588.100 q
1886	„	24,916.718 q	„	96,438.143 q
1887	„	24,419.319 q	„	98,264.169 q
1888	„	23,553.130 q	„	105,215.285 q
1889	„	24,119.652 q	„	119,405.869 q
1890	„	25,328.251 q	„	132,442.371 q

Das bedeutet in Worten ausgedrückt so viel als: Hamburg, dessen Verkehr vor dem Ausbaue seiner Eisenbahnen wenig mehr als die Hälfte des Triester Verkehres betrug, hat seinen Rivalen an der Adria mehr als um das Fünffache geschlagen.

Und was für Hamburg hier nachgewiesen wird, gilt gleichmäßig für alle unsere Concurrenzhäfen im Norden und am Mittelmeer, der Verkehr aller hatte entsprechend der mächtig gesteigerten Warenbewegung des europäischen Handels zugenommen, Triest allein hatte aus den neuen Verhältnissen keinen Nutzen gezogen, es war im Wettbewerbe zurückgeblieben, und sein Handel verlor von Jahr zu Jahr zusehends an Bedeutung im Weltverkehre.

Mitten in dieser Periode wirtschaftlichen Niederganges macht sich die Idee geltend, dem gefährdeten Triester Handel durch Aufhebung seines Freihafens zuhilfe zu kommen. Der Umstand, dass Frankreich, Italien und Deutschland und schon vordem England diese Einrichtung beseitigt und durch Herstellung von Freibezirken, punti franchi, von öffentlichen Lagerhäusern und besonderen Privatmagazinen, entrepots réels und fictifs, magazzini generali u. s. w., ersetzt hatten, bot Anlass zu dem Entschlusse, welcher durch den Hinweis auf den seither eingetretenen, mit der Thatsache der Aufhebung des Freihafens nur zu oft in das directe Verhältnis von Ursache und Wirkung gebrachten Aufschwung der Hamburger Verhältnisse bestärkt wurde und einen willkommenen Rückhalt in dem Andrängen der industriellen Kreise des Inlandes fand, die sich aus der Einbeziehung der Zollausschlüsse und insbesondere des Triester Platzes in das Zollgebiet weitgehende Vortheile versprachen.

Bereits durch den Artikel IV des Gesetzes vom 27. Juni 1878, betreffend das Zoll- und Handelsbündnis zwischen Österreich und Ungarn, wurde bestimmt, dass die bestehenden Zollausschlüsse aufzuheben seien, und dass beide Regierungen über den Zeitpunkt und die Modalitäten dieser Aufhebung Vereinbarungen zu treffen und bei den gesetzgebenden Körpern die entsprechenden Vorlagen einzubringen hätten. In theilweiser Durchführung dieser Bestimmungen sind denn auch bald darauf die Gesetze vom 20. December 1879, R. G. Bl. Nr. 137, 138 und 140 zustande gekommen, deren Realisierung die Angliederung der bisherigen Zollausschlüsse von Brody, Istrien und des besonderen Zollgebietes von Dalmatien an das österreichisch-ungarische Zollgebiet sowie die Aufhebung der bisherigen Freihäfen von Martinschizza, Buccari, Portorè, Carlopago und Zengg thatsächlich mit 1. Januar 1880 nach sich zog.

Für die noch erübrigenden Freihäfen von Triest und Fiume, deren Aufhebung sich verzögerte, wurde anlässlich der Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses im § 2 des Gesetzes vom 21. Mai 1887 in bestimmter Weise verordnet, dass die Einbeziehung dieser Gebiete mit 31. December 1889 stattzufinden habe, welcher Zeitpunkt infolge Gesetzes vom 30. April 1889 noch einmal hinausgeschoben und definitiv auf den 1. Juli 1891 festgesetzt wurde.

Während der ganzen Zwischenzeit, von der Fassung jener Beschlüsse bis zu ihrer endgiltigen Durchführung, haben von der Regierung angeordnete Enquêten und Commissionen, Petitionen und Denkschriften an die Regierung und die gesetzgebenden Körperschaften sowohl von Seite derjenigen, welche die Aufhebung dieser Freihäfen urgierten, als auch jener, welche für den Fortbestand der bisherigen Verhältnisse eintraten, ein überaus reichhaltiges Materiale geliefert.

Die Einwendungen, welche Triest selbst gegen die beabsichtigte Aufhebung seines Freihafens erhob, waren zweierlei Art.

Die einen stützten sich auf historische, staatsrechtlich erworbene und gewährleistete Rechte, welche der Stadt vertragsmäßig durch das die Errichtung des Freihafens statuierende Patent Karls VI. vom 18. März 1719 eingeräumt worden waren, und welche auch für den jetzigen Gesetzgeber unantastbar sein sollten

Ein Urtheil über die Berechtigung dieses Standpunktes liegt außerhalb des Zweckes vorliegender Ausführungen, für denselben genügt es, darauf hinzuweisen, dass diese Ansprüche von der Regierung und den gesetzgebenden Körperschaften nie anerkannt wurden und ihnen gegen-

über vielmehr ausdrücklich constatiert wurde, es sei das Patent vom Jahre 1719 nur als ein Act des damals absoluten Gesetzgebers und nicht als ein Pact mit demselben anzusehen, darnach es sich in der Frage nur darum handle, ein bestehendes, seinem Zwecke nicht mehr entsprechendes Gesetz auf verfassungsmäßigem Wege abzuändern.[1])

Weitaus wichtiger erscheinen dagegen jene Einwendungen, welche gegen die geplante Aufhebung des Triester Freihafens seitens der städtischen Vertretungen, insbesondere aber der Handels- und Gewerbekammer von einem ganz anderen, viel berücksichtigungswürdigeren Standpunkte erhoben wurden, vom Standpunkte nämlich der Interessen des Triester Handels und Verkehres und der damit auf das engste verbundenen wirtschaftlichen Entwicklung Österreichs, vom Standpunkte der Frage, ob durch das bevorstehende neue Regime dem Triester Handel nicht schwere Schädigung bevorstehe.

War durch die eigenartige Entwicklung, welche die Triester Handelsverhältnisse infolge ihrer Sonderstellung seit anderthalb Jahrhunderten genommen, schon an sich die Befürchtung gerechtfertigt, dass der Übergang zum neuen Zollregime bestehende Interessen allzu empfindlich schädigen könnte, so lag die Möglichkeit einer solchen Schädigung umso näher, als dieser Übergang Verhältnisse vorfand, welche auf keiner gesunden Grundlage beruhten, und für ihre Sanierung vor der Außerkraftsetzung des alten Privilegiums, unter dessen Schutze sie, wenn auch keine Gewähr für eine befriedigende Entwicklung, so doch genügenden Boden für eine Weiterfristung ihres Bestehens besaßen, nicht hinreichend vorgesorgt worden war.

Aus diesem Bewusstsein, aus dem Gefühle der Unfähigkeit, unter solchen Verhältnissen des bisherigen Schutzes entbehren zu können, gieng jene Zaghaftigkeit hervor, mit der Triest den neuen Ereignissen entgegensah.

Die Vorbedingungen, deren Erfüllung die Interessenvertretungen der Stadt vor der Aufhebung des Freihafens für unumgänglich nothwendig erklärt hatten, waren in der Hauptsache nachstehende:

dass der Staat für die Hebung der Schiffahrt durch Verbesserung der Verhältnisse der Handelsmarine im allgemeinen, speciell durch die Ausdehnung subventionierter Schiffahrtslinien unter nationaler Flagge Vorsorge treffe;

---

[1]) Bericht des volkswirtschaftlichen Ausschusses über das Gesetz vom 23. Juni 1891, R. G. Bl. Nr. 76, betreffend die Einbeziehung des Triester Freihafens in das allgemeine österreichisch-ungarische Zollgebiet.

dass auf gesetzlichem Wege die Errichtung industrieller Etablissements in Triest gefördert werde;

dass neue Differenzialzölle und Zollbefreiungen eingeführt sowie Zollrestitutionen für die in localen Fabriken verarbeiteten, zum Export gelangenden Rohstoffe bewilligt werden;

dass eine directe und unabhängige Eisenbahnverbindung, welche die Lücken des südlichen Schienennetzes ausfüllen und dem Triester Handel neue Absatzgebiete eröffnen solle, hergestellt, insbesondere die Tauernbahn gebaut und der Triester Handel durch die weitgehendsten Frachtermäßigungen im Seeverkehre nach und ab Triest gefördert werde, jedenfalls aber die Eisenbahneinheitsfrachten für Triest und Fiume in beiden Reichshälften gleichgestellt werden;

dass ein entsprechender Freibezirk (punto franco) eröffnet, und endlich dass weitgehende Erleichterungen bei Durchführung der Nachverzollung gewährt werden.

Was nun zuvörderst die Hebung der Seeschiffahrt anbelangt, so war allerdings durch das Gesetz vom 19. Juni 1890, R. G. Bl. Nr. 130 die zeitliche Befreiung von der Entrichtung der Erwerb- und Einkommensteuer auf die Dauer von fünfzehn, beziehungsweise zehn Jahren für den Betrieb der Schiffahrt zur See mit im Inlande erbauten Dampfern und eisernen oder stählernen Segelschiffen ausgesprochen worden, doch kommt zu bedenken, dass diese Concession bis dahin die einzige Frucht der umfassenden, im Jahre 1885 über die brennende Frage unserer Seeschiffahrt eingeleiteten Enquête war, deren Ergebnisse die über jeden Begriff traurige Lage unserer Handelsmarine in ihrem wahren Lichte gezeigt hatten.

„Die österreichische Handelsmarine," so heißt es dortselbst,[1]) „welche, wie man füglich behaupten kann, sich ausschließlich nur aus Segelschiffen zusammensetzt, da bei Beurtheilung der Verhältnisse des freien Verkehres auf die subventionierten Gesellschaften nicht Rücksicht genommen werden kann, ist in einem fortschreitenden Verfalle begriffen und zwar aus verschiedenen Ursachen allgemeiner Natur, welche mehr oder weniger nachtheilig auf die Handelsmarine der anderen Nationen eingewirkt haben, sowie aus einigen speciellen Ursachen, welche ganz besonders unsere Handelsmarine berühren.

In dem Maße, als sich die Dampfmaschinen vervollkommneten, mehrte sich in rasch steigendem Verhältnisse die Zahl der Dampfer

---

[1]) Processi verbali ed atti della inchiesta per la marina mercantile austriaca. Trieste 1885.

und noch mehr ihr Gesammttonnengehalt, so dass auf diese Weise den Segelschiffen eine überwiegende Concurrenz entstand. Diese Concurrenz schloss die Segelschiffe von einigen Verkehrslinien, welche sie einstens ausschließlich befahren haben, wie z. B. vom Schwarzen Meere, vollkommen aus und verursachte eine außergewöhnliche Herabdrückung der Frachten auf jenen Linien, wo die Segelschiffahrt mit der Dampfschiffahrt noch zu concurrieren vermochte. Zu dieser Herabdrückung der Frachten kam dann noch das Übermaß des Gesammttonnengehaltes im Vergleiche zur Nachfrage nach Seetransportmitteln. Nur auf einigen entfernten und von regelmäßigen Winden begünstigten Schiffahrtslinien, wie nach Indien und Australien um das Cap der guten Hoffnung, machte sich die überwiegende Concurrenz der Dampfer weniger fühlbar und ließ den auf diesen Linien verwendeten Seglern eine größere Aussicht auf Gewinn. Hiebei muss jedoch bemerkt werden, dass für die eben angeführten Reisen Segelschiffe von großer Tragfähigkeit am geeignetsten sind und mit Vorliebe gesucht werden, und dass jene von Eisenconstruction nicht geringe Vortheile darbieten.

Zu den bisher angeführten Ursachen gesellt sich noch eine andere allgemeiner Natur, welche ebenfalls von der Entwicklung und Vervollkommnung der Dampfmaschine herrührt. Durch den Bau ausgedehnter Eisenbahnlinien, welche gegenwärtig die entferntesten Punkte der Erde miteinander verbinden, wurde eine ungeheuere Menge von Waren dem Seetransporte entzogen. So z. B. führen die russischen Eisenbahnen Getreide nach Westeuropa, welches früher zur See transportiert wurde, und die beiden Eisenbahnen vom Atlantischen Meere nach Californien haben den Verkehr der Segelschiffahrt im Stillen Ocean benachtheiligt.

Der Durchstich des Suezcanals hat die Dampfschiffahrt begünstigt und die Segelschiffahrt benachtheiligt, weil die großen Kosten und Schwierigkeiten der Reisen im Rothen Meere nur den Dampfern die Benützung der neuen, dem Welthandel eröffneten Straße gestatten. Die von anderen Staaten, so z. B. von Frankreich, der nationalen Handelsmarine gewährten Begünstigungen haben des weitern die österreichische Handelsmarine geschädigt, indem sie das Binden der Frachten beeinflussten und diejenigen Handelsmarinen in nachtheilige Concurrenzverhältnisse versetzten, welche sich nicht der gleichen Unterstützung erfreuen. Eine andere besondere Ursache der heutigen traurigen Lage unserer Marine liegt darin, dass dieselbe nicht rechtzeitig jenen Weg der Umformung des Schiffsmateriales einzuschlagen vermochte, welchen vorsichtigerweise andere Nationen schon seit vielen Jahren betreten

haben, und zwar unter diesen zuerst England, die heute über eine sehr große Zahl von Dampfern verfügen. Der Mangel an genügendem Capital, an geeigneten Etablissements für die billige Erbauung von Dampfern sowie an Erleichterungen seitens der Regierung rücksichtlich der Taxen und Steuern hat es unseren Schiffsrhedern beinahe unmöglich gemacht, sich mit der Umwandlung des schlechten in ein besseres Material zu befassen, ohne welch letzteres Material keine Nation den Fortschritt und die Entwicklung ihrer Handelsmarine als möglich erkennen kann."

Und an anderer Stelle noch: „Die österreichische Segelschiffahrt ist im Vergleiche zu der anderer Nationen von geringer Bedeutung und aus den bereits angeführten Ursachen in steter Abnahme begriffen, so zwar dass man mit Bestimmtheit vorhersagen kann, dass, wenn die gegenwärtigen Verhältnisse fortdauern und nicht das Nöthige zur Hebung der Marine geschieht, dieselbe nach und nach ganz verschwinden wird. Das durch Verkäufe, Schiffbrüche und wegen Alters ausgeschiedene Material wird nur zum geringsten Theile und zwar nur durch Ankäufe im Auslande wiederersetzt. Was unsere Dampfschiffahrt betrifft, so muss eine solche erst geschaffen werden. Abgesehen von der subventionierten Gesellschaft des österreichisch-ungarischen Lloyd gibt es nur wenige Dampfer der Küstenfahrt."

Das waren allerdings traurige Zustände, doch auch das Capitel der Privatseegesetzgebung, ein wichtiger Factor für die Entwicklung einer Handelsmarine, lag bei uns im argen, und unser Privatseerecht beruhte mit Ausnahme des Navigationsedictes der Kaiserin Maria Theresia[1]) in seiner ganzen Ausdehnung nur auf Usancen und dem gewohnheitsrechtlich recipierten französischen Seerechte; die hierdurch hervorgebrachte Unsicherheit in den Seerechtsverhältnissen war aber gewiss nicht geeignet, die Creditfähigkeit unserer Handelsmarine zu heben und derselben den Zufluss des Capitals zu erleichtern, dessen sie zur ihrer Umgestaltung so dringend bedurfte.

Dagegen hatte die Regierung der bedrängten Lage des österreichisch-ungarischen Lloyd ihre Aufmerksamkeit zugewandt.

Mit der Übernahme auf die diesseitige Reichshälfte ward diesem Institute, welches die nationale Flagge zu Ehren gebracht hatte, in letzter Zeit jedoch durch die steigende Concurrenz auswärtiger, von ihren

---

[1]) Vgl. den vorangehenden Artikel, „Österr.-Ungar. Revue", 17. Band, 2. Heft.

Regierungen viel ausgiebiger subventionierter Schiffahrtsgesellschaften sowie durch den Ausbau der Balkanbahnen, die seine Leistungsfähigkeit in seinem Hauptgebiete, der Levante, wesentlich einengten, zurückgedrängt worden war, in dem kurz nach der Aufhebung des Freihafens abgeschlossenen neuen Vertrage eine Jahressubvention von 2,910.000 fl. und außerdem die Vergütung der Suezcanaltaxen für 24 Fahrten auf der Linie Triest-Bombay, beziehungsweise Triest-Bombay-Hongkong-Shangai und für einen Dampfer der Linie Colombo-Calcutta, nebst einem unverzinslichen Vorschuss von 1,500.000 fl. bewilligt, welche Subvention nach Maßgabe der Einstellung größerer Dampfer steigt.

Es war daher allerdings eine anerkennenswerte Action zur Hebung dieses mit dem Triester und dem österreichischen Handel im allgemeinen enge verknüpften Institutes eingeleitet worden, doch erfordert die Wahrheit zu bemerken, dass, während das dem österreichischen Lloyd bewilligte durchschnittliche Meilengeld 1·97 fl. ausmacht, auswärtige Gesellschaften viel höhere Subventionen beziehen, da die Peninsular and Oriental Company, die Messageries maritimes, der Norddeutsche Lloyd und die Navigazione Italiana — zwar ohne Separatvergütung für die Suezcanaltaxen, was jedoch keine wesentliche Änderung hervorbringt — durchschnittlich Meilengelder von (in österreichischer Währung ausgedrückt) fl. 4.43, fl. 4.13, fl. 3.66 und fl. 2.83 erhalten, wie dies der zur Regierungsvorlage, betreffend den neuen Lloydvertrag, ergangene Bericht des volkswirtschaftlichen Ausschusses vom 24. Juni 1891 selbst ausdrücklich zugegeben und anerkannt hat.

Was die Förderung der Gründung einer besonders in Küstenstädten mit Vortheil zu betreibenden Industrie anbelangt, so wurde mit dem Gesetze vom 8. Jänner 1891, R. G. Bl. Nr. 8 den zwischen dem 1. Juli 1891 und 31. December 1895 in Triest neu errichteten Industrieunternehmungen, soferne dieselben die Erzeugung von Artikeln zum Gegenstande haben sollten, welche in den im Reichsrathe vertretenen Ländern entweder noch gar nicht oder doch nicht in einem den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechenden Umfange hergestellt werden, die Befreiung von einschlägigen Gebüren sowie die von der Einkommensteuer und der Gebäudesteuer für die dem Industriebetriebe gewidmeten Localitäten auf die Dauer bis zu zwölf Jahren zuerkannt.

Zugleich sind durch die im Gesetze vom 23. Juni 1891, R. G. Bl. Nr. 76, welches die Aufhebung des Freihafens verfügte, zugestandenen Zollconcessionen hinsichtlich der Artikel der Tarifclasse II (Gewürze),

der Classe III, 11 (Orangen) und 14 (Mandeln), der Classe X, 59 (Schwämme) und der Classe XX, 118 (Gummen) bei der Einfuhr zur See die Vorbedingungen zur Begründung der bezüglichen Industrien in Triest geschaffen worden.

Differenzialzölle wurden Triest bereits im Jahre 1882 bewilligt. Dieselben hatten Colonialwaren, Kaffee, Cacao, Thee, Gewürze und andere Artikel zum Gegenstande und sich bewährt.

Während die Einfuhr von Kaffee über Triest im Jahre 1881 bei einer Gesammteinfuhr von 357.480 *q* nur 69.700 *q* betrug, hatte sich dieselbe im Jahre 1889 bei einer Gesammteinfuhr von 347.088 *q* bereits auf 285.914 *q* belaufen.

Triest hatte sich infolge dieser Concession zum bedeutendsten Kaffeemarkte des Mittelländischen Meeres herangebildet. Ebenso wurden im Jahre 1889 bereits 3123 *q* Cacaobohnen und -schalen und 4006 *q* Thee bei einer Gesammteinfuhr von 5719 *q* Cacao und 5166 *q* Thee über Triest importiert, während dessen Einfuhr noch im Jahre 1881 nur 50 *q* Cacao bei einer Gesammteinfuhr von 3776 *q* und 82 *q* Thee bei einer Gesammteinfuhr von 4400 *q* dieses Artikels betrug. Im entsprechenden Maße hatte sich auch die Triester Einfuhr der übrigen durch Differenzialzölle begünstigten Artikel gehoben.

Durch § 3 des Gesetzes vom 23. Juni 1891 wurde die Concession durch jene Begünstigungen, welche bereits oben bei Besprechung der auf die Hebung der Industrie gerichteten Action erörtert wurden, und welche hier vom Standpunkte der differenziellen Zollbehandlung bei der Einfuhr zur See neuerdings zur Sprache kommen, zudem aber noch durch die Gestattung der freien Einfuhr zur See von Ölsaat (Tarif Nr. 33), Pflanzen und Pflanzentheilen, nicht besonders benanntem (Tarif Nr. 37), Oliven- und Erdnussöl (Tarif Nr. 72) erweitert.

Neben diesen Begünstigungen, welche unleugbar wertvolle Zugeständnisse bedeuten, sind auch noch die Bestimmungen des § 4 des angezogenen Gesetzes zu erwähnen, welche den Bezug einer Reihe von Artikeln zur See ohne Rücksicht auf deren Provenienz dem Bezuge aus Vertragsstaaten mit dem Rechte der Meistbegünstigung gleichstellen, obwohl nicht verkannt werden kann, dass Triest hierdurch nicht nur keine neuen Rechte erhalten sondern eine Einbuße an früheren Begünstigungen erlitten hat, da das vorbestandene Gesetz vom 4. December 1868, R. G. Bl. Nr. 154, so unhaltbar sich dessen Bestimmungen vom Standpunkte einer förderlichen Zollpolitik dar-

gestellt haben mögen, doch sämmtlichen Provenienzen aus dem Gebiete des Triester Freihafens ohne Rücksicht auf deren Ursprung dieses Vorrecht einräumte und durch das neue Gesetz demnach eine Einschränkung der Concession auf bestimmte Artikel statuiert wurde.

Ein weiterer Punkt der Triester Forderungen betraf die Herstellung einer unabhängigen zweiten Eisenbahnverbindung behufs Eröffnung neuer Absatzgebiete für den Triester Handel und Kürzung der Distanzen nach den Centren der österreichischen Industrien, die Gewährung von weitgehenden Frachtermäßigungen für den Fernverkehr und die Gleichstellung der Eisenbahneinheitsfrachten nach und von Triest und Fiume.

Was in dieser Richtung geboten wurde, war nicht darnach, selbst die bescheidensten Wünsche einer Seehandelsstadt zu erfüllen. Allerdings war im Jahre 1887 die Herpelje-Bahn ausgebaut und dem Verkehre übergeben worden. Mit dieser Bahnstrecke, welche Triest unmittelbar mit der Istrianer Bahn und durch dieselbe von Divača aus mittelst eines mit der Südbahn abgeschlossenen Peagevertrages auf der Südbahnstrecke Divača-Laibach direct mit der Station Laibach der Rudolfsbahn verband, war der gewünschte Anschluss an die Rudolfsbahn theoretisch zwar hergestellt; allein mehr als eine subsidiäre Concurrenzbahn, welche die Südbahn gefügig machen und ihr die Möglichkeit benehmen sollte, ihre Tarife von nun an beliebig festzustellen,[1]) insbesondere eine zweite Bahnverbindung im Sinne des Triester Petites, welche die Eröffnung neuer Absatzgebiete herbeiführen sollte, war damit nicht erreicht, und die im Jahre 1857 ausgebaute Eisenbahnlinie blieb doch im ganzen noch immer die einzige Bahn, die den österreichischen Seehafen mit den Ländern der Monarchie verband.

Dass bei so defecten Communicationen auch die weiseste und von dem größten Opfermuthe geleitete Tarifpolitik keine Erfolge erzielen konnte, lag auf der Hand, noch trauriger mussten die Verhältnisse aber erscheinen, wenn man bedachte, dass diese Tarife trotz der dem Triester Verkehre unleugbar eingeräumten Ausnahmsstellung, doch im

---

[1]) Der Triester Handel und der große Transitverkehr über den österreichischen Seehafen, welchen ersterer repräsentiert, haben sich über die Verwaltung und die Tarife der Südbahn nicht beklagt. Die Rücksichten für diesen Verkehr und die Weltmarktsstellung Triests hatten bei der Südbahn schon lange vor diesem Zeitpunkte volles Verständnis gefunden, und hat die Südbahn aus eigenem Antriebe diese Interessen sehr oft dort gewahrt, wo Berufenere hiefür einzutreten verabsäumt hatten.

großen und ganzen von hunderterlei Nebenrücksichten geleitet, allzusehr im Dienste des Nahverkehres standen, um dem großen und leider heute noch andauernden Mangel der Eisenbahnverbindungen Triests den vielen Begünstigungen gegenüber, welche seine Concurrenten genossen, nur einigermaßen die Wage halten zu können.

Was endlich die Gleichstellung der Eisenbahneinheitsfrachten für Triest und Fiume anbelangt, so wurde dieselbe allerdings verordnungsmäßig und nach dem Wortlaute der Tarife durchgeführt, doch glaubte und glaubt Triest heute noch, dass hierdurch der Fiumaner Handel nicht behindert wird, dank der Energie und regen Initiative der begabten ungarischen Staatsmänner, viel größere Concessionen in jener Richtung zu genießen als Triest, und haben sich auch wiederholt Stimmen im Inneren erhoben, welche offen und ungeschminkt das Bestehen dieser Parität in Abrede stellten.

Die Errichtung eines Freibezirkes (punto franco) lag natürlich schon ursprünglich in der Absicht des Gesetzes. Hierzu wurde das angeschüttete Terrain im neuen Hafen verwendet. Im Zeitpunkte des Überganges der Stadt in das Zollgebiet waren darauf bereits Gebäude mit einem Belegraume von 113.000 m^2 errichtet, welche hinfort als Lagerräume für die verzollbaren Waren des Triester Verkehres zu dienen bestimmt waren. Für diese Waren wurde außerdem noch die Einlagerung in Privatmagazine der Stadt nach Maßgabe der zum Gesetze vom 23. Juni 1893 ergangenen Regulative gestattet und zwar in Verschlussmagazine, bei welchen die Controle in der Mitsperre des Zollamtes bestand, und in Contierungsmagazine, in welchen gegen Erlag einer Caution die Einlagerungen in den bezüglichen Magazinsbüchern zu-, die Auslagerungen für die Versendung in das Ausland, die Übertragung in den Freibezirk oder in ein Privatmagazin hingegen abgeschrieben wurden.

Diese Magazine aber functionierten mit einem complicierten Apparate von Erklärungen, Zu- und Abschreibungen, Beamtshandlungen beim Aus- und Eintritte und verwickelten periodischen Abrechnungen so schwerfällig und waren insbesondere wegen des mit den Operationen verbundenen unverhältnismäßigen Aufwandes von Zeit und Arbeit so kostspielig, dass der Transithandel von diesem Zeitpunkte an sich mit der Idee befreunden musste, allmählich auf das einzige Freigebiet beschränkt zu werden.

Die auf dem Freigebiete errichteten Lagerhäuser selbst boten jedoch ebenfalls kein verheißendes Bild dar.

Nicht dass man sich bei Ausbau derselben der Hoffnung auf eine besondere Steigerung des Verkehres hingegeben hätte, allein man trat in eine neue, hinsichtlich ihrer Wirkungen noch ganz unbekannte Wirtschaftsepoche ein, und es galt, allen Eventualitäten und demnach auch der Möglichkeit Rechnung zu tragen, dass vielleicht der ganze oder wenigstens ein größerer Theil des Verkehres sich unter den neuen Bedingungen plötzlich von den Stadtmagazinen in das Freigebiet ziehen könne, und schon deswegen allein mussten Lagerräume hergestellt werden, welche den voraussichtlichen Zuspruch weit übertrafen.

So geschah es, dass der vorhandene gesammte Belegraum in den Stadtmagazinen und den Lagerhäusern den Bedarf des durchaus nicht gesteigerten Warenverkehres weit überbot, und dass ein großer Theil der neu errichteten Lagerräume leer blieb.

Die Errichtung der Lagerhäuser hatten aber, da die Regierung die Übernahme abgelehnt hatte, die Gemeinde und die Handelskammer übernommen, damit sich nicht etwa die Privatspeculation derselben bemächtige. Die bezügliche Anleihe von 11,000.000 fl. musste verzinst und nach dem bestimmten Tilgungsplane amortisiert werden, dazu war es jedoch nothwendig, dass die Lagerhäuser den diesfalls erforderlichen Betrag abwarfen, denn jeder Ausfall musste ja sonst die Concessionäre treffen und wäre doch indirect wieder auf die Bevölkerung Triests und dessen Handel zurückgefallen.

Die Tarife der Lagerhäuser wurden demnach diesem absolut hereinzubringenden Erträgnisse angepasst und der durch das Leerstehen eines bedeutenden Theiles der Lagerräume voraussichtliche Ausfall durch eine entsprechende Stellung der Tarife und Mietzinse gedeckt, woraus sich Tarife ergaben, welche dem Handel wirklich schwer zu tragende Lasten auferlegten, und gegen welche schon damals die staatliche Hilfe laut und nachdrücklich angerufen wurde.

Das waren die Verhältnisse, unter denen sich der Übergang zum neuen Zollregime vollzog, und denen der Vollständigkeit wegen hinsichtlich der Durchführung der Nachverzollung noch beigefügt werden mag, dass die Finanzverwaltung in dieser Beziehung das größte Entgegenkommen und die weitgehendste Berücksichtigung, insbesondere des Detailhandels, an den Tag gelegt hat.

Seither sind vier Jahre verflossen, Triests Handel und Verkehr haben sich mit den neuen Verhältnissen abgefunden, und es erscheint nunmehr die Frage berechtigt, welche Wirkungen die Einbeziehung unseres Seehafens in das allgemeine Zollgebiet, die einerseits als die

Panacee gegen den immer mehr um sich greifenden Marasmus des Triester Verkehres gepriesen ward, andererseits zu zaghaften Einwänden und weitgehenden Befürchtungen Anlass gab, auf diesen Handel und Verkehr eigentlich hervorgebracht habe.

Die Ziffern der Verkehrsstatistik, gegen deren Sprache es keine Einwendung gibt, sollen diese Frage beantworten.

Im Jahre 1892 betrug der Gesammtverkehr Triests 24,438.366 und im Jahre 1893 24,924.800 *q*, wogegen das Jahr 1890 25,328.251 und das Jahr 1891 23,821.278 *q* aufweisen, woraus sich denn dem Jahre 1890 gegenüber ein absoluter Rückschritt ergeben würde.

Allein selbst dann, wenn dieses der Aufhebung des Freihafens unmittelbar vorausgehende Jahr im Hinblicke darauf, dass die Privatspeculation in demselben zur Anhäufung von Lagerbeständen gedrängt und dadurch auf die Höhe der Verkehrsziffern eingewirkt haben mag, und ebenso das Jahr 1891, in welchem sich die Folgen dieser besonderen Verhältnisse geltend gemacht haben, als exceptionelle Jahre ausgeschieden werden und auf die Zahlen des normalen Jahres 1889 als Vergleichsobject zurückgegriffen wird, ergibt sich, dass der Verkehr Triests, welcher in dem genannten Jahre 24,119.652 *q* betrug, heute noch dieselben krankhaften Symptome zeigt, welche auch unter dem früheren Regime als Stagnation und Rückschritt gedeutet wurden, denn ihnen gegenüber hat der Verkehr der anderen großen europäischen Häfen wieder denselben kräftigen und lebendigen Aufschwung genommen und hat zum Beispiel die Warenbewegung Hamburgs, welche im Jahre 1889 119,405.869 *q* betrug, im Jahre 1893 den Umfang von 142,419.303 *q* erreicht, das heißt, der Verkehr dieses Hafens hat in den genannten Jahren allein ungefähr um so viel zugenommen, als die ganze Verkehrsziffer Triests beträgt.

Das sind Zahlen, die keine anderweitige Deutung zulassen, und daraus folgt die Thatsache, die sich nicht wegleugnen läſst, daſs der Verkehr Triests heute genau jenen Zustand der Stagnation aufweist, welcher schon vor dessen Einbeziehung in das Zollgebiet beklagt wurde, und daſs diese Maßnahme daher das Übel an seiner Wurzel keineswegs erfasst hat.

Und zudem hat die Regierung mit löblicher Consequenz die ganze Zeit über den Triester Verhältnissen volle Aufmerksamkeit zugewandt.

Vor allem ist mit dem Gesetze vom 2. August 1892, R. G. Bl. Nr. 126 eine energische und zielbewusste Action zur Regulierung unserer Währungsverhältnisse eingeleitet worden, welche nach ihrer in

absehbarer Zeit zu erwartenden vollständigen Durchführung unserer gesammten Wirtschaft, insbesondere aber dem Verkehr Triests als einer Hafenstadt zum Vortheile gereichen und unserem Außenhandel, welcher infolge der unberechenbaren Coursschwankungen den schädlichsten Zufällen und der Ausbeutung der Speculation preisgegeben war, eine gesunde, feste Grundlage zurückgeben wird.

Weiters hat die Regierung der Hebung und Belebung unseres Seeverkehres unter nationaler Flagge alle Aufmerksamkeit zugewandt. Mit dem Gesetze vom 27. December 1893, R. G. Bl. Nr. 189 sind den österreichischen Dampf- und Segelschiffen der weiten Fahrt und großen Küstenfahrt namhafte Betriebs- und Reisezuschüsse und unbedingte Steuerbefreiung bewilligt worden, und es ist überdies zu erwarten, dass die zur Wiederbelebung unserer Handelsmarine eingeleitete Action hiermit noch nicht abgeschlossen sein werde.

Auch speciell dem Triester Handel ist eine wichtige Concession gemacht worden, denn mit dem 1. April 1894 hat der Staat die Lagerhäuser in das Eigenthum und die Regie des Staates übernommen und mit dem 1. September 1894 eine durchgreifende Verbilligung aller Tarife eingeführt, welche die Platzspesen wesentlich verringert hat.

Wenn nun trotzdem eine Besserung nicht erfolgt ist, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, was nunmehr zu thun sei, und auf welche Weise dem gefährdeten Verkehre unseres Seehafens Hilfe gebracht werden solle.

Wir würden uns nicht getrauen, auf eine solche Frage einzugehen, wenn hierüber nicht in allen betheiligten Kreisen eine seltene Übereinstimmung herrschte.

Ein Rückblick auf die vorangehenden Ausführungen zeigt den Zeitpunkt und mit ihm die Ursache des Rückganges des Triester Verkehres mit Bestimmtheit an; selbst in officiösen Kreisen wird zugegeben, dass die verspäteten Eisenbahnverbindungen, die vernachlässigten Communicationen an dem Übel schuld tragen. Diese Verhältnisse dauern aber heutzutage noch an. Noch immer ist die Eisenbahn, die Triest mit seinem nördlichen Hinterlande verbindet, die einzige Bahn, über welche der Verkehr des österreichischen Hafens verfügt.

Dem guten Willen und der Einsicht der österreichischen Staatsbahnverwaltung, der jederzeit entgegenkommenden Haltung der Südbahn soll hierdurch kein Unrecht geschehen, denn was auf ihren Bahnen durch eine umsichtige Stellung der Tarife für den Triester Verkehr erreichbar ist, das wird demselben auch thatsächlich nicht verweigert.

Allein auch die weiseste Tarifpolitik hat ihre Grenze, und diese Grenze liegt in den Selbstkosten der Bahn, unter welche keine Verwaltung auf die Dauer ungestraft hinabgehen kann.

Die Gunst der Tarife gewährt nur Vortheile momentaner Conjunctur, niedrigere Tarife können die Grenze unseres Verkehrsgebietes augenblicklich verschieben und verändern, sie können uns jedoch ein Gebiet nie voll und dauernd erwerben. Dieselbe Concurrenz, die sie hervorgerufen hat, wird sie wieder unterbieten, und schließlich muss doch die natürliche Position zum Durchbruche und zur Geltung gelangen. Kurzen Wegen und geringen Kosten können eben nur kürzere Wege und geringere Kosten entgegengesetzt werden.

Die Zeiten, in welchen commerzielle Überlegenheit die Grenzen der Verkehrssphären bestimmte, sind für den europäischen Verkehr vorüber, heute strebt jeder Staat nach der intensivsten Ausnützung seiner eigenen Verkehrswege und seiner eigenen Seehäfen, und nur wirkliche Vortheile über unsere Concurrenten können uns den Vorrang im Wettbewerbe sichern.

Geradeso unvernünftig es wäre, vom Staate zu verlangen, dass er das natürliche Hindernis der größeren Entfernung sowie die Gunst der billigeren Wasserstraßen, welche die nördlichen Provinzen Österreichs unserem Seehafen abwendig machen, hinwegräume, so berechtigt erscheint dementgegen die Forderung, dass diesem Seehafen sein ganzes, ihm nach seiner geographischen Lage gebürendes Verkehrsgebiet voll und ungeschmälert zutheil werde.

Zu diesem natürlichen Verkehrsgebiete gehören aber nicht nur jene ihm näher gelegenen österreichischen Kronländer, welche infolge der Ungunst unserer Eisenbahnverhältnisse heute nach der Nordsee und dem ligurischen Hafen gravitieren, sondern auch ein großes, außerhalb unserer Reichsgrenzen liegendes Gebiet, das consumfähige, industriereiche und capitalkräftige Süddeutschland, auf welches Triest mindestens mit demselben Rechte Anspruch erheben kann wie Hamburg und die Nordhäfen auf den Verkehr mit dem nördlichen Böhmen, Mähren und Schlesien.

Jene Gebiete im Nordwesten sind eben heute für Triest so gut wie verschlossen, denn nur auf Umwegen von Hunderten von Kilometern führen unsere Bahnen dahin.

Pflicht und Aufgabe des Staates vor allem ist es, dem Verkehre seiner Hafenstadt, welcher im Osten und Norden von der überwiegenden Concurrenz der ungarischen und der deutschen Häfen zurückgedrängt wird, die zu seiner natürlichen Sphäre gehörenden Territorien zu

eröffnen, und bis dahin wird der Verkehr Triests nichts anderes als das Bild eines in seinen Hauptadern unterbundenen, siechen Lebens bieten.

Triest durch einschneidende Wegkürzungen den Verkehr der ihm zugehörenden österreichischen Länder zurückzugeben und im Nordwesten ein neues, ihm nach seiner Lage und dem Gesetze der Entfernungen gehörendes Gebiet zu erschließen, das ist das Mittel, durch welches Triests Verkehr wieder zum kräftigen Leben erwachen wird, und keine noch so lärmenden, die engherzige Monopolisierung unserer Seestadt im angeblichen Dienste des nationalen Verkehres anstrebenden Scheingründe werden uns überzeugen, dass es für Österreich ein Nachtheil sein könne, den Transit von und nach dem wirtschaftlich hochentwickelten südlichen Deutschland über die eigenen Bahnen nach dem eigenen Hafen zu lenken.

Der gesteigerte Verkehr auf den neuen Bahnen wird dann mit einer gesteigerten Warenbewegung des Triester Hafens Hand in Hand gehen, er wird unseren Schiffen Rückfracht sichern und unserem Seeverkehr so neue Anregung und neues Leben verleihen, er wird alle jene Institutionen, deren Mangel man sehr oft mit Unrecht als die Ursache der minderen Bedeutung unserer eigenen Seestadt als Exporthafens der Producte österreichischer Industrie beklagt, von selbst ins Dasein rufen, er wird jenen innigen Contact, der zwischen dem österreichischen Inlande und der österreichischen Seeküste und ihrem Hafen einst bestand, und an den sich ruhmreiche Erinnerungen unserer Wirtschaftsgeschichte knüpfen, wieder herstellen, er wird die Härte des Concurrenzkampfes zwischen den heute rivalisierenden Häfen des Gesammtstaates mildern und deren einträchtliches Zusammenwirken ermöglichen — zum Heile dieser Stadt, aber auch zum Vortheile unseres gesammten großen Vaterlandes, an dem jeder echte Triester Bürger heute gleichwie vor 500 Jahren mit derselben unerschütterlichen Überzeugung festhält.

Über diesen wichtigsten Punkt der Triester Handelsfragen, die Eisenbahnfrage, behalten wir uns vor, in einem besonderen Artikel eingehender zu berichten.

Ungarns Millennium.

Von
Dr. Alexander Márki.
Klausenburg.

Es wäre eine große Aufgabe, wenn man die ethnographische oder politische Lage Ungarns im 9. Jahrhundert genau bestimmen wollte, obschon nichts leichter schien als das, solange nämlich die Autorität des sogenannten „namenlosen Notärs“ König Bélas noch nicht angetastet war. Dieser königliche Notär, der im 13. Jahrhundert lebte, hat mit großer Ausführlichkeit die Geschichte von der Eroberung Ungarns erzählt.

Nach ihm hatte sich zwischen Donau und Theiß ein bulgarisches Fürstenthum mit bulgarischen und slavischen Unterthanen gebildet. Es gründeten oder beschäftigten sich mit der Gründung eines Reiches an der Maros, den beiden Körös und dem Samosflusse die Chasaren, in Siebenbürgen die Walachen und Székler, jenseits der Maros, unter Hegemonie der Bulgaren, die Kumanen und Walachen, jenseits der Donau die Franken und im nordwestlichen Hochlande die Slovaken.

Es dürfte daher das slavische Sprichwort rechthaben, das da lautet: „Sie sind verschwunden wie die Obri.“ Denn von den Avaren, deren Reich im Vertrage von Verdun 843 doch noch eine Rolle spielt, wie sie denn noch um 870 in Süd-Pannonien als Contribuenten der Franken vorkommen, wird in jener Heimat- und Völkerkunde des Anonymus kein Wort gesagt. Indessen scheint er doch nicht die Verachtung zu verdienen, die man ihm in jüngster Zeit zutheil werden läſst, und dies umsoweniger als stellenweise die Kritiken über seine Theorie noch größere Ungereimtheit in die Wissenschaft eingeschmuggelt haben und zwar unter der Maske strenger Geschichtsforschung. Und wenn manche darüber entrüstet sind, dasſ jener von einem slavischen Reiche spricht, welches sich von der unteren Donau bis zu den nordöstlichen Karpathen erstreckte, überdies zu einer Zeit, da in Ungarn der Geschichtsforschung noch äußerst wenige Hilfsmittel zugebote standen, so irren die Heutigen noch mehr, wenn diese bei Bibliotheken

vieler tausend Bände von einem slavischen Vasallenfürstenthum fabeln, welches Privina an den Ufern des Plattensees gegründet hatte, obgleich wir ein solches Vasallenherzogthum nur neben dem in die Save mündenden Sanfluss in der späteren Steiermark suchen können.

Mit Ausnahme der Walachen, deren Niederlassung allerdings noch als Streitfrage gilt, ist unter den Völkern, welche der „Notär“ erwähnt, keines, dessen Spuren sich in Ungarn nicht vorfänden.

Es gab hier thatsächlich Bulgaren, wenn auch nicht in gar zu großer Anzahl und Stärke. Kubrat, der Fürst der onogurischen Bulgaren, befreite 634 sein Vaterland von der Herrschaft des Avaren-Cha-Khans und legte mit Hilfe des Kaisers Heraclius den Grund zum Bulgarenreich; seine Söhne aber entzweiten sich und rissen das Mutterland in Stücke. Der eine, Asparuch, besiegte 678 sieben slavische Stämme und machte das Bulgarenreich nächst der Donau stark und kräftig. Einer seiner jüngeren Brüder aber huldigte den Avaren und ließ sich in Pannonien nieder, wo er bald mit denselben verschmolz; schon in seinem Vaterland konnte er einer nach Race und Sprache so verschiedenen Macht wie das Slaventhum nicht lange widerstehen, viel weniger einem stammverwandten Volke gegenüber. 818 ließ sich ein anderer Theil der Bulgaren auf croatischem Gebiet, in der Nachbarschaft der Franken, nieder, und da ihr ehemaliger Fürst sie zurückerobern wollte, erflehten die Flüchtlinge den Schutz Ludwigs des Frommen. Aus diesem Grunde begann der Fürst zehn Jahre später das jenseits der Drau gelegene Frankengebiet zu verwüsten, ungefähr die Gegend zwischen der Mur, überhaupt den südwestlichen Theil des heutigen Zalaer Comitates. Alfred der Große, welcher 871 bis 901 in England regierte, schreibt ganz zuverlässig, dass von Karinthien gegen Osten jenseits des (avarischen und pannonischen) Heidelandes das Bulgarenreich liege. Die avarische und pannonische Wüste umfasste das ganze Gebiet jenseits der Donau, und König Alfred, welcher von den auf ihrer Fahrt sich überall hineinschleichenden Normannen, mit denen er thatsächlich viel zu schaffen hatte, von der politischen Lage des damaligen Europa sich wohl berichten lassen konnte, bestätigt hier die Aussage des Anonymus. Diesen Umstand hat keiner von den Schriftstellern, welche gegen ein Bulgarenreich an der Theiß polemisierten, in Betracht gezogen. Von dem Gebiet der Theißgegend soll indessen später die Rede sein. Dafür, dass die bereits slavisierten Bulgaren sich in dem heutigen Slavonien oder aber in den südlichen Theilen des Hügellandes jenseits der Donau, am linken Drau-

ufer, niedergelassen haben, vermag bisher noch niemand einen zuverlässigen Beleg anzuführen. Ihre Grenze blieb die Save, und da sie mit Croaten, Serben und anderen Slaven bunt durcheinander wohnten, gieng ein großer Theil schon im 9. Jahrhundert im Slaventhum auf. Den Fürsten der am Saveufer wohnenden Bulgaren, Bogorist, bekehrten die aus Thessalonich stammenden Mönche Cyrillus und Methodius zur römischen Kirche. Cyrillus erfand schon im Jahre 855 die nach ihm benannten glagolitischen Buchstaben, mit deren Hilfe er eine Übersetzung der Evangelisten verbreitetete, während er sich bei der mündlichen Verkündigung der Lehren Christi der slavischen Sprache bediente. Weil aber die beiden Apostel vorher auch bei den mit den Bulgaren stammverwandten Chasaren als Missionäre thätig waren, hatten sie Gelegenheit, auch die Chasarensprache zu erlernen, von welcher sich das eigentliche Urbulgarische nur unbedeutend unterscheiden mochte. Nun können wir getrost annehmen, dass das Evangelium auch den Avaren in ihrer eigenen Sprache verkündet worden sei gleich den an ihrer ursprünglichen Volksthümlichkeit festhaltenden Bulgaren und deren Stammverwandten, wenn einmal im Verlaufe eines Jahrhunderts nicht das ganze Volk der Bulgaren im Slaventhum aufzugehen vermochte.

Die Quellen bezeugen ihre Lehren nur in slavischer Sprache; je gewisser aber es ist, dass im Hügelland jenseits der Donau damals nur hie und da Slaven wohnten, und dass den Hauptbestandtheil der Bevölkerung daselbst Avaren und avarisierte Bulgaren bildeten, desto weniger können wir uns dem Glauben hingeben, dass die der Sprache mächtigen Apostel ihre Bekehrung nur auf die bereits slavisierten Avaren beschränkt haben. Und wenn der slavische religiöse Cultus nur durch Vermittlung der Bulgaren als Erbstück auf spätere Jahrhunderte gelangte, so können wir dieses nur auf die Bulgaren der Balkanhalbinsel beziehen.

In dem Syrmier Erzbisthum, welches Papst Hadrian II. neu errichtete, wobei er den 869 zum Bischof geweihten Methodius mit der Leitung betraute, lasen die Priester die Messe neben der lateinischen auch in slavischer Sprache; dagegen durften das Evangelium und die Epistel nur lateinisch gelesen werden. Die Wirksamkeit des Erzbischofs erstreckte sich auf das Mittelgebiet zwischen Drau und Save sowie die nächste Umgebung der Save und Kulpa, also auf dasjenige Gebiet, welches der Slovene Brazlav innehatte. Ein selbständiges Reich hat weder vor noch nach ihm daselbst bestanden, und auch bei ihm dürfen wir nur an ein gewöhnliches Stammesoberhaupt denken. Ebenso kann

von einer Herrschaft auch jenseits der Donau nur insoweit die Rede sein, als der Erzbischof auch dorthin seine Missionäre schickte. Seit dem Jahre 874 erstreckte sich übrigens seine Wirksamkeit auf Mähren, zu dem in jener Zeit auch der nordwestliche Theil Ungarns gehörte; Syrmien aber ließ er unterdessen, wie es scheint, durch einige von seinen Schülern verwalten. Aus Mähren besuchte er im Jahre 884 in eigener Person die Gegend jenseits der Donau und zwar der pannonischen Legende zufolge auf die besondere Einladung des magyarischen Heerführers.

Ob es wirklich der Anführer der Magyaren war, wie die Legende berichtet, oder aber der Khan der noch nicht zerbröckelten Avaren, welche der um das Jahr 900 lebende Chronist mit den damals schon eingewanderten und gleichzeitig erwähnten Magyaren leicht verwechseln konnte, will ich hier nicht untersuchen. Die Hauptsache ist, dass Methodius jenseits der Donau mit einem solchen Volke zu schaffen bekam, dem er, selbst wenn es wahr wäre, dass Svatopluk und dessen Sohn Pannonien als fränkisches Lehen besaßen, das Evangelium unmöglich in slavischer Sprache verkündigen konnte. Es vergiengen von 803 bis 884 nur 81 Jahre, während welcher Zeit zwei, höchstens drei Generationen nachwachsen konnten. Ist es nun glaublich, dass die Avaren in dieser kurzen Zeit ihre Sprache mit einer anderen vertauscht hatten, zumal sie sich mit den Völkern anderer Zunge nur schwach vermischten? Da nur die ihnen gewiss schwer verständlichen slavischen und deutschen Missionäre und selbst diese nur spärlich sie aufsuchten, so hatte auch das Christenthum bei ihnen nicht allgemeinen Eingang gefunden; aber sie hatten oft Gelegenheit einzusehen, dass sie erst dann die von Karl dem Großen zum Schutze der Nachbarvölker gegen sie aufgeführten Riesenwälle durchbrechen und mit dem Westen in friedliche Beziehungen treten könnten, wenn sie sich insgesammt zum Christenthum bekehrt haben würden. Indessen, und dieses dient zur Charakterisierung der berühmten fränkischen Civilisation, waren diejenigen, welche nicht unmittelbar an den westlichen Grenzen des Frankenreiches, sondern weiter östlich jenseits der Donau wohnten, nicht einmal mit den Grundideen des Christenthums im reinen. Daher wollte der „König", welchen die Magyaren „Heerführer", die Avaren aber „Khan" nennen, den gelehrten Method sehen, der in dem Rufe eines Heiligen stand. „Der König empfieng ihn, wie es einem ‚Herrn' geziemt, freundlich, feierlich und froh, und nach der Weise solcher Männer sprach er mit

ihm, gewann ihn lieb, küsste ihn und entließ ihn reich beschenkt, indem er sagte: Denke, wenn Du betest, immer auch an mich, hochwürdiger, heiliger Vater!“

So kann nur derjenige reden, welcher mit den Grundgedanken des Glaubens nicht im reinen ist, wenn er sie auch erörtern gehört hat, was wir von den Magyaren wohl kaum behaupten dürften.

Auf ähnliche Weise begann auch die Christianisierung der Slaven in Ungarn. Im Jahre 862 gelangten mährische und slovakische Gesandte nach Constantinopel und erzählten dem Kaiser, es kämen zwar zu ihnen christliche Lehrer aus Deutschland, Italien und Griechenland, aber sie unterrichteten in ganz verschiedener Art. Sie bäten also, der Kaiser möge zu ihnen als einfachen Slovaken einen solchen Mann senden, der sie die Wahrheit lehren, ihnen die heilige Schrift verständlich machen und sie insgesammt aufklären könne. Mit bemerkenswerter Consequenz schickten sie gleichzeitig nach Rom um Priester; von dort erhielten sie zwar niemand, aber darum hörten ihre Beziehungen auch dann noch nicht auf, als schon Cyrill und Method aus Constantinopel zu ihnen gekommen waren. Diese erlangten 867 von Rom die Vollmacht zur Bekehrung.

Auf diese Art befreundeten sich mit dem Christenthume die Slaven, welche im Gebiete der Mur und derjenigen Flüsse wohnten, die von der Mündung der Mur bis zur Mündung der Eipel von der linken Seite in die Donau sich ergießen. Rastizlav, der Herzog des Reiches, das im erwähnten Flussgebiet entstanden war, wurde 876 von Svatopluk verrathen und dem römisch-deutschen Kaiser Ludwig ausgeliefert; es war dies derselbe Sväntibold, welcher Lehensfürst des Kaisers wurde, nachdem er seinen Oheim hatte blenden und in ein Kloster einsperren lassen. Der Herzog wollte den Verdacht widerlegen, dass die Slaven noch nicht culturfähig seien, und arbeitete an der Errichtung eines unabhängigen Reiches. Deshalb hielten ihn die Deutschen gefangen, schickten ihn aber mit einem Heere zurück, als unter den Mährern eine Revolution ausbrach und er sich zur Unterdrückung des Aufstandes bereit erklärte. Als er in die Heimat gelangte, vereinigte er sich mit den Aufwieglern, ließ die deutschen Anführer niederhauen und die heldenhaftesten unter ihnen abschlachten und schlug die gegen ihn zufelde ziehenden Heerhaufen dergestalt, dass bereits 874 selbst der Kaiser ihn als Regenten anerkannte. In diesem Jahre übernahm Method die kirchliche Oberherrschaft in Mähren, und der Apostel beschleunigte mit fieberhafter Eile die Übersetzung der

heiligen Bücher aus dem Griechischen ins Slavische, indem er dieselbe zwei Schreibern äußerst rasch dictierte, auf welche Weise er das Slavische zur Kirchensprache machte.

Svatopluk selbst schien sich nicht allzusehr für eine derartige Bevorzugung des Slavischen zu begeistern, im übrigen wollte er jenen nicht zugefallen leben, die Method außerdem, dass sie ihn öfters der Irrlehre verdächtigt hatten, dessen bezichtigten, dass er die Weltsprache der Christen, das Lateinische, vollständig ausschließe.

Methods Erzbisthum erstreckte sich vom rechten Waagufer bis an die Bergkette der Sudeten; indessen umfasste dasselbe bis zu unbestimmten Grenzen auch das auf dem rechten Waagufer zur Bekehrung der unterjochten Völker errichtete Neutraer Bisthum.

Bloß dieses nahm ihm der von Natur etwas wankelmüthige Fürst weg und ernannte an seiner Stelle Wiching, und wahrscheinlich auf seinen Wunsch erklärte Papst Johann VIII., dass Method die Messe zwar slavisch lesen dürfe, worauf sie aber ungesäumt in lateinischer Sprache folgen müsse, wenn der Fürst oder ein anderer Oberherr es wünsche. Das Heidenthum mag dort noch stark vertreten gewesen sein, wenn der Papst eine derartige Erlaubnis ertheilte. Aber schon Johann IX. verbot ganz entschieden die Messe in der „barbarischen" Sprache, nur griechisch oder lateinisch dürfe sie gelesen werden und lediglich die Sprache der Predigt slavisch sein. In dem auf Methods Tod folgenden Jahre 886 vertrieb Svatopluk Methods Lieblingspriester, Gorazdo, Clemens u. a., welche sich mit der von ihrem Meister übersetzten Bibel zu den Bulgaren retteten.

Demgemäß nahm die slavische Literatur ebenfalls in Ungarn ihren Anfang wie die viel spätere der Romänen. Jene aber musste sich über die Grenzen hinüberretten, um sich zu kräftigen. In der Waaggegend spielte das Slavische als gottesdienstliche Sprache nur in dem kurzen Zeitraum von 10 bis 12 Jahren eine Rolle, so dass diese Sprache keine bleibenden Spuren zurücklassen konnte. Noch im Jahre 899 hören wir erwähnen, dass die Mährer dem slavischen Cultus sich anschlossen, während ein Theil von ihnen beim Heidenthum blieb und sich nach Art der damals auftauchenden heidnischen Magyaren den Kopf scheren ließ. Spätestens mit der im Jahre 907 gelieferten Schlacht bei Preßburg löste sich ihr Reich infolge der heftigen Angriffe der Eroberer auf.

Um sie als Repräsentanten mittelalterlicher Ideen im Ungarn des 9. Jahrhunderts ansehen zu können, dazu waren sie weder genug

Christen noch Europäer. Sie waren also unfähig, andere Völker mit jenen Ideen bekannt zu machen.

Die ethnographischen Verhältnisse des vom Torissa-Hernader Thale nach Osten sich erstreckenden Gebietes sind ebenso unbekannt, als es ungewiss ist, wer die beiden Theißufer bewohnte. Den nördlichen Karpathenzug, den Rücken sowohl als auch die Nebenläufer, bedeckten große Waldungen, in welchen die Axt nicht so leicht Lichtungen schaffen konnte; war es doch für den Ansiedler leichter und bequemer, sich in einer schwachbevölkerten Ebene niederzulassen. Die Flussthäler bildeten allerdings recht schmale Streifen der Cultur; lebhafteres menschliches Treiben können wir trotzdem nur uferentlang suchen. Die ungarischen Chronisten schweigen von diesem Treiben; die unausgesetzt sich mehrenden Funde sind indessen beredter und billigen die Voraussetzung der slavischen Berichterstatter nicht, dass nämlich bis zur Einwanderung der Slaven diese Gegenden unbewohnt gewesen seien. Die in den Thälern der Waag, Gran und Eipel ansässigen Slaven giengen nach der Einwanderung der Magyaren größtentheils in diesen auf, und die Slovaken in der Gegend des einstmaligen Svatopluk'schen Reiches sind die Nachkommen der höchstens im 15. Jahrhundert eingewanderten Böhmen und Mährer. Die Nachkommen der Metanast'schen Jazygen, der Sarmatoslaven, der Quaden und Gepiden sucht man fortwährend in der oberen Gegend, deren größeren Theil sie jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach nie bewohnt und nie gesehen haben. Auch die Kelten waren am Beginn des 9. Jahrhunderts von dort schon verschwunden.

Zwar zeugen die in den Höhlen von Agtelek, Baráthegy und Helbingsau gefundenen Menschenskelette dafür, dass auch in die entfernteren Winkel hin und wieder ein Volkshaufe gerathen ist, während die in Bölk gefundenen Bronzeschwerter, die ihresgleichen suchen, und andere Funde es zweifelhaft erscheinen lassen, dass die Bewohner sich dort dicht angesiedelt und ihre gemeinsamen Interessen vertheidigt haben. Mark Aurel war nicht der erste und nicht der letzte, welcher mit den Völkern Nordungarns, die theils Wohnplätze suchten, theils dieselben vertheidigten, zu rechnen hatte. Und die mächtigen Gräben, welche schon die Römer zum Schutze ihrer Straßen aufwarfen, die von Pannonien nach Dacien führten, beweisen, dass man sich hüten musste vor den raublustigen, ehrgeizigen und nach Abenteuern begierigen Karpathenbewohnern, die von ihren Bergen aus das Niederland auf ihren Streifzügen durchkreuzten.

Diejenige Linie, in welche auch der Abhang der Matra fällt, liefert die meisten Kupfer- und Bronzefunde, und wie diese Gegend in vorgeschichtlichen Zeiten oft aufgesucht worden war, ebenso mochte dort in der Zeit der Völkerwanderung lauter Kriegslärm erschallen. Fällt doch in diese Linie auch der Steig des Vereczkeer Höhenzuges, die Verbindungsachse zwischen Budapest und dem Plattensee, welche sozusagen der Wegweiser nach Italien war, wohin der Durst nach Schätzen viele Wandervölker leitete, um daselbst Wertvolleres als Gold und Silber zu finden, nämlich Bildung, deren sie so sehr bedurften.

Von jenen Völkern, welche, von Russland nach Italien strömend, diesen Weg zogen, ließ sich gewiss mancher Haufe in diesem oder jenem Bergwinkel oder an einem der Flüsse nieder; am rechten Theißufer entstanden noch vor der Einwanderung der Magyaren zwei mächtige Reiche, das der Hunnen und das der Avaren. Wenn das letztere im 9. Jahrhundert bereits geschwächt erscheint, so können wir eine der Ursachen wahrscheinlich darin suchen, dass die Avaren nicht mehr ein so festes Band an die im Norden und Süden von Ungarn wohnenden Völker türkisch-tartarischen Ursprunges knüpfte. Im Süden war die Slavisierung der Bulgaren im Gange. Es ist fast unglaublich, dass die Bulgaren früher nicht in nähere Berührung gekommen sind mit den im Norden gebliebenen Stammverwandten, von denen sie sich zur Zeit Asparuchs losgerissen hatten, eine Berührung, welche nur auf der Straße am rechten Latorcza- und Theißufer mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist.

Ein Umstand konnte das verwandte Avarenreich ebenso kräftigen als schwächen, nämlich der, dass seit Heraclius an der Morva, Leitha, Mürz, Mur und Drau entlang die im Norden wohnenden Slaven mit den südlichen Stammverwandten ihre gegenseitigen Beziehungen aufrechterhielten. Und wie man auf dieser Linie die slavische Continuität selbst zur Zeit der Avaren noch nachweisen kann, ebenso berechtigt ist die Hypothese, dass außer den Avaren noch andere uranische, besonders aber bulgarische Schwärme einzelne an der Theiß gelegene Punkte innehatten.

Hieraus folgt jedoch keineswegs, was andere daraus folgern, dass wir nämlich an ein organisiertes Bulgarenreich an der Theiß zu denken haben; dass es aber einen kräftigeren Bulgarenstamm gegeben, vielleicht einen, der deshalb hier blieb, um den bereits in einem geordneten Staate lebenden südlichen Stammesgenossen gegenüber seine alte Stammorganisation zu wahren, und dass es einen Anführer gegeben,

welcher hinter den Gräben der Römer und Avaren an die Vertheidigung jener Sonderstellung angesichts neuer Eindringlinge und Eroberer dachte, scheint keine übertriebene Annahme zu sein. Wir kennen einen Geschichtsschreiber — nicht den Anonymus — welcher von einem Bulgarenreich zwischen Donau und Theiß redet, und einen anderen, nach welchem Karl der Große das linke Donauufer dem griechischen Kaiser überließ. Es überrascht uns daher nicht, wenn die Bulgarenstämme, als sie den Magyaren nicht mehr widerstehen konnten, von den Griechen Hilfe verlangten; auf der anderen Seite berechtigt nichts zu der Aussage, dass wir bei den Bulgaren zwischen Theiß und Donau ein entwickeltes oder auch nur einigermaßen befestigtes Staatsleben zu suchen haben. Wenn sie bei ihrer Stammesverfassung eines kräftigen Widerstandes fähig waren, so können wir dies etwa dem Umstande zuschreiben, dass sie auch die Avaren, die einstmaligen Herren dieser Gegend, an sich gezogen, die, in Parteien getrennt, auf dem linken Donauufer vielleicht andere Interessen verfolgten als auf dem rechten, wo sie den Magyaren die Arbeit erleichterten. Auch ist es möglich, dass die Bulgaren schon slavisiert waren, als sie hierher gelangten. In diesem Falle braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen, von wo die Magyaren bei ihrer Einwanderung so viele slavische Ortsnamen und andere Wörter angenommen haben. Bulgarische Slovenen sind jedenfalls Vermehrer des magyarischen Wortschatzes gewesen. Nach der Sage von der Landnahme (honfoglalás) ließ der Wojwode Ond die Burg Csorongrád oder Csongrád durch Slaven errichten, nachdem er das angeblich bulgarische Gebiet zwischen Donau und Theiß besetzt hatte. Wenn dies nicht bulgarische Slovenen waren, so mögen es wohl slavische Unterthanen der türkisch-tartarischen Avaren und der Bulgaren gewesen sein, die demnach durch die Magyaren befreit worden wären.

Im übrigen darf man nicht vergessen, dass die Bulgaren, der nationalen Überlieferung zufolge, nach vergeblicher Vertheidigung Ungvárs dem ganzen Gebiet von den Karpathen bis zur Mündung der Zagyva leicht entsagten: ein Beweis, dass jene Gegend sehr schwach bevölkert gewesen sein muss. Das Oberhaupt der Bulgaren wird vom Anonymus, nach welchem es nur im Süden zu ernsten Schlachten kommt, als Titeler Herzog bezeichnet. Dieser Anführer bat sowohl die südlich wohnenden Bulgaren als auch den griechischen Kaiser um Hilfe. Die magyarischen Bauern und Sänger erzählen noch im 13. Jahrhundert von den Bulgaren zwischen Donau und Theiß und von den-

jenigen jenseits der Save. Volkstraditionen hat kein Geschichtsschreiber ungestraft gering geachtet; aber ebenso leicht könnte es ihm schaden, wenn er sie zu hoch schätzen wollte.

Gleich dem Gebiete, das von der Donau und Theiß umschlossen ist, mag es auch mit jener Gegend beschaffen gewesen sein, die von dem linken Ufer der oberen und mittleren Theiß bis an die Maros sich ausdehnt, woselbst der „namenlose Notär" ein wohlorganisiertes Chasarenreich erwähnt. Csongrád, Bihar, Debreczin und andere Ortsnamen zeugen dafür, dass einstmals Slaven jene Gegend bewohnten, wo man sie jetzt nur noch sehr vereinzelt oder gar nicht mehr findet. Sie können nur vor der Einwanderung der Magyaren hier gewohnt haben, womit aber die Annahme nicht ausgeschlossen bleibt, dass sie mit Völkern türkisch-tartarischen Ursprunges, mit den Chasaren, gemeinschaftlich jenes Gebiet innegehabt haben. Die Sage von der Landnahme erwähnt, dass Zoard, ein Anführer der Magyaren, sich später auf bulgarischem Gebiet niedergelassen habe, obschon er das Glied eines in jeder Hinsicht siegreichen ungarischen Heeres war; und dieses geschah damals, als nach den Aufzeichnungen des Anonymus Árpád bei Pusztaszer das bis dahin eroberte Gebiet als Reich proclamiert hatte. Solche Volksdetachements stehen also nicht gerade beispiellos in der Geschichte da.

Auch heute gibt es Ortsnamen in der von der Körös, der Theiß und der Maros umschlossenen Gegend, welche auf die Chasaren oder Kasaren hinweisen, und wenn die byzantinischen Geschichtsschreiber der Chasaren in Ungarn nicht Erwähnung thun, so ist dies noch kein Argument, um an ihrem Aufenthalt in diesem Gebiete überhaupt zu zweifeln. Denn die Chasaren gehörten zu den in Südrussland dominierenden türkisch-tartarischen Völkern, und demnach erhalten wir größtentheils nur durch arabische und persische Geographen oder Reisende Nachricht von ihren Verhältnissen. Helden, „aus verschiedenen Nationen zusammengewürfelt", kämpften, so erzählt der Anonymus, bei dem bloß dem Namen nach slavischen, aber in chasarischem Gebiete liegenden „Bellarad" gegen die Magyaren. Diese Aussage geht also dahin, dass die Chasaren über ein vielzüngiges Volk die Führerrolle spielten. Dass ihre Fürsten in Polygamie lebten, beweist der Umstand, dass sie Mohamedaner waren. Bei den Chasaren finden thatsächlich alle drei monotheistischen Religionen Gehör; in Südrussland folgte die Mehrheit dem jüdischen Glauben, in den größeren Städten dagegen hatten die Mohamedaner ihre Moscheen. Trotzdem die Chasaren in Religionssachen so

tolerant waren, konnte es doch geschehen, dass ein Theil der Mohamedaner die Urheimat verließ, um in kleinerer Anzahl im heutigen Ungarn neue Wohnsitze zu suchen. Das Verständnis für den Bau von Burgen und Städten brachten sie mit sich, und infolge dessen konnte die Burg Bihar erst nach schwerer Belagerung von den Magyaren eingenommen werden. Auffallend ist es, dass einerseits der Chasarenkönig den Magyaren, seinen gewesenen Bundesgenossen, zur Zeit ihres Aufbruches den Rath gibt, einen Fürsten sich zu wählen, anderseits im neuen Vaterlande Árpád die Tochter des märchenhaften Führers des Chasarenvolkes seinem Sohn zur Gattin kürt. Wenn dies auch Dichtung ist, so ist sie gewiss sehr logisch. Übrigens wäre es der Mühe wert, den Umstand zu erwägen, dass die Chasaren zwar nur vom Anonymus in diesem Vaterlande erwähnt werden, dass aber der mitteleuropäische Mönch und andere Geschichtsschreiber, deren Darstellungen er in manchem gefolgt ist, in ganz Europa dieses in politischer Beziehung äußerst wichtige Volk der Ural-Altajer nicht kennen; zudem wäre es schwer zu behaupten, dass der Notär eines ungarischen Königs gerade bei der Genealogie der Könige einen so herben Verstoß begehen sollte, nämlich, wenn er schon nichts Bestimmtes behaupten konnte, nicht lieber die Tochter eines ausländischen mächtigen Fürsten, sondern die Tochter eines besiegten Häuptlings eines kleineren inländischen Stammes dem Heerführer Zsolt als Gattin zuzuschreiben.[1])

Im Süden, am linken Ufer der Maros bis zur Theiß und Donau, spielten wiederum Bulgaren die Führerrolle. Es ist jener Theil Ungarns, wo wir noch immer bulgarische Ansiedlungen finden, nur dass dieselben aus viel späterer Zeit herrühren. So viel ist indessen gewiss, dass aus dem Süden im 13. Jahrhundert schon mohamedanische Bulgaren oder Ismaeliten die arabischen Hochschulen zu Aleppo besuchten, und dass dieselben damals bereits ganz magyarisiert waren, sowohl was Sprache als was Kleidung anbelangt. Es ist jedoch auffällig, dass dieser Bruchtheil des Bulgarenvolkes in Religionssachen einen ganz anderen Standpunkt einnahm als die Bulgaren auf dem Balkan, welche im 9. Jahrhundert bereits Christen waren. Jene sind bis zum Anfange des 11. Jahrhunderts Heiden, dann nimmt zur Zeit

[1]) Übrigens ist schon der Name Zsolt, Soltan, bezeichnend genug, da er doch allein auf „Sultan" zurückgeführt werden kann, was ursprünglich nur die Würde eines „Herzogs" bedeutete.

Stephans des Heiligen ein Theil das Christenthum an, der andere Theil den Islam. Wenn nun ein Chronist aus dem 13. Jahrhundert von ihrer Nationalität nichts Genaues mehr schreiben kann, so ist es ein Zeichen dafür, dass sie zu dieser Zeit in der That mit den Magyaren verschmolzen waren. Nur der Name ihres Fürsten Glad würde auf die Slavisierung deuten. Die den Avaren unterthänigen Bulgaren kämpften schon zur Zeit Bajans gegen den oströmischen Feldherrn Priscus in den Ebenen des heutigen Torontaler und Temeser Comitates, von ihrem Hierbleiben dagegen findet sich keine Spur. De posse ad esse zu schließen, ist eine undankbare Sache, indessen müssen wir auch hier dasselbe annehmen wie bei der Aufzählung der übrigen bulgarischen Ansiedlungen in Ungarn, dass nämlich eine Einwanderung von Süden erfolgt ist und zwar, wie die religiösen Gegensätze zeigen, von Seite solcher Elemente, welche mit den allgemeinen Verhältnissen Bulgariens an der Donau unzufrieden waren. Aber wenn solche Bulgaren in Wahrheit an der Maros und Theiß entlang wohnten, warum verband sich der magyarenfeindliche Bulgarenfürst Simon nicht auch mit ihnen gegen die Magyaren? Offen schreibt in der That keine einzige Chronik von diesem Bunde. Die im heutigen Südromänien herumschweifenden Magyaren kamen eben auch damals nicht vom Süden aus in das Land, als sie, von den Bulgaren ihres Vaterlandes beraubt, Grund genug haben mochten, den kürzesten Weg zu wählen, und anstatt an der unteren Donau (es gibt welche, die dieses behaupten) einzuwandern, zogen sie sich hinauf in das Thal des Dniestr und des Stry, um sich über den Vereczkeer Pass in das Thal der Laborcza-Bodrog-Theiß hinabzulassen. Die Wahl dieses Weges weist gerade darauf hin, dass Bulgarien auch in den südlichen Theilen Ungarns Ansiedlungen hatte.

Walachen erwähnt bereits in dieser Gegend die Chronik des Anonymus; Siebenbürgen dagegen, mit Ausnahme des Széklerlandes, nennt er walachisch. Der Name des Fürsten Gyalu (walachisch Dealu) bedeutet soviel wie „Berg" und ist in der That walachisch.[1]) Zu den größten Verdiensten, welche sich die ungarische Geschichtsschreibung in diesem Jahrhundert erworben, gehört jener Streit, welchen sie bezüglich der Frage der siebenbürgischen Romänen angeregt hat, obgleich sie denselben nicht immer mit vollkommener Ruhe durchkämpfte.

---

[1]) Aber keineswegs romanischen Ursprunges, wie schon magyarisch adv. „gyalog" = „zu Fuß", wörtlich „bergaufwärts" verrathen dürfte.

Ob die Romänen unseres Vaterlandes Nachkommen von romanisierten Völkern sind, die immer in Siebenbürgen gewohnt haben, oder ob sie alle von der unteren Donau nach Ungarn und Romänien gekommen sind, hat der von beiden Seiten mit großer Wissenschaftlichkeit geführte Streit noch nicht entschieden.

Die siebenbürgischen Walachen waren noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts halb Nomaden, und ihr Name bedeutete Jahrhunderte hindurch nicht nur eine Nationalität, sondern auch den Stand des Hirten. Jene Lehnworte, welche (wenn auch in kleiner Anzahl) aus ihrer Sprache in die ungarische übergegangen sind, weisen zum größten Theile auf eine nomadisierende Lebensweise hin. Es ist nichts vorhanden, was uns jene höhere römische Bildung ahnen ließe, deren sie nicht theilhaftig gewesen sein sollen; dagegen kennen wir tausend Worte, welche aus der ungarischen Sprache in die romänische übergegangen sind, und diese stammen alle aus einer Zeit, wo das staatliche, gesellschaftliche und religiöse Leben schon entwickelter war. Wie immer wir also über den Ursprung der Walachen denken mögen, ob wir nun glauben, dass sie die ältesten Bewohner Siebenbürgens seien, oder ob wir glauben, dass sie die im Lande geblicbenen Dakier zur Annahme ihrer auf der Balkanhalbinsel umgestalteten Sprache und Bildung bewogen haben: so viel ist gewiss, dass von einer eigentlichen siebenbürgischen Cultur im 9. Jahrhundert keine Rede sein kann. Die Städte lagen in Trümmern, und wenn sich an ihrer Stelle neue erhoben, wie z. B. auf den Trümmern von Sarmizegethusa, d. h. Ulpia Trajana, Gredistye, so fristeten die romanisierten Dakier nur unter slavischem Einfluss ihr Dasein, und zwar nicht einmal durch Ackerbau, sondern durch Viehzucht ihr Brot verdienend. Dem Chronisten zufolge trat Gyalu thatsächlich an der Spitze von romänischen und slavischen Scharen den Magyaren entgegen. Vielleicht führte er auch Avaren ins Feld. Wenn die Magyaren in Siebenbürgen wirklich kämpfen mussten, so konnte dies nur mit einem Volke geschehen, das schon in einem Staate gelebt, wenngleich es selber damals keinen formellen Staat gegründet hatte. In letzterer Beziehung hatten die jüngsten Traditionen allein die Avaren, welche indessen auch die anderen Volksstämme des Landes dazu gebrauchten, die Slaven und Romänen, wie unsere Chronisten schon in dieser Zeit die Nachkommen der in Siebenbürgen zurückgebliebenen Dakier zu nennen pflegten.

Nicht bloß nach unseren Chronisten, vielmehr auch nach der Volkstradition lebte noch ein Volk zwischen der Hargitta und dem

östlichen Grenzgebirge, ja sogar am westlichen Abhange der Hargitta. Es ist das Széklervolk, welches seine Abstammung bis zu den Hunnen hinaufführt. „Der Ursprung der Székler von den Hunnen ist im Lichte der Geschichte ein Wundermärchen," bemerkt Paul Hunfalvy, nach welchem „die Széklersprache selbst unwiderleglich beweist, dass die Székler nicht Hunnen sein können, sondern solche Magyaren sind wie die übrigen; denn ihre Sprache hat sich in demselben gesellschaftlichen und culturellen Processe gebildet." Székler heißt nicht ein besonderes Volk, sondern „Grenzwächter", welchen Ursprunges sie im übrigen auch immer seien.

Das Zeugnis der Sprache ist in der That ein sehr starkes Argument gegen die hunnische Abstammung der Székler. Und wie allgemein die Volkstradition sein mag, welche diesen Ursprung gleich einem Dogma verkündigt, so kann sie doch nur schwer gegen jenen Beweis auftreten. Sagen, welche im Kreise der Familie, vom Vater auf den Sohn vererbend, sich durch Jahrhunderte erhalten haben, würden demnach vergeblich melden, wie nach der großen Völkerschlacht, welche Attilas Reich vernichtete, ein Bruchtheil der Hunnen in das Széklerland gelangt sei.

Die schönen Märchen: „Die Salbe des Csaba", „Der Heereszug", „Das Warten Csabas" wären demnach ebenso bedeutungslos in der Hand der Geschichtsschreibung, wie alle die Ortsnamen des Széklerlandes keine Beachtung verdienten, welche das Andenken Attilas, Rekas, Csabas verewigen. Die heidnische Mythologie hätte demnach ebenfalls keine Beweiskraft, denn sie hätte bei den Széklern auch dann entstehen können, wenn diese Bruchtheile von Magyaren wären, welche dahin angesiedelt wurden. Darüber aber, dass die Széklermythologie an Örtlichkeiten gebunden ist, dass um Budvár herum das Volk die Andenken einer ganzen heidnischen Hierarchie hütet, dass von Opferaltören und heiligen Hainen selbst ein solcher reden kann, welcher niemals etwas von der aus dem 16. Jahrhundert stammenden Széklerchronik gehört hat, und dass man davon schon sprach, als die Széklerchronik überhaupt noch nicht geschrieben war, über all dies muss derjenige weggleiten, welchen nur die Geschichte der Sprache interessiert, denn die Wiederbelebung der Feenwelt und das Wiedererwachen des mit Sonne, Mond und Adler gezierten Wappens würden die Kreise nur turbieren. Wie, wenn er sich dann noch mit dem Theile der Traditionen beschäftigen müsste, welcher eine kleine Theokratie an den Abhängen der Hargitta sucht und von Székleratione und dem geistlichen und

politischen Ansehen der Rabonbanen spricht, welche dieselben zusammenhielten? Ja er spricht sogar von einer Art selbständiger Cultur. Das ist erst der Stein des Anstoßes, dass die Székler, wenn sie nur im Zeitalter Ladislaus' des Heiligen sich angesiedelt hätten, zwischen die Grenzgebirge, in die Gegend des Maros- und Alutaquells, doch nicht eine von der damaligen ungarischen Christenheit abweichende Cultur hinbringen und solche Ideen einbürgern konnten, welche schon in jener Zeit Anachronismen gewesen wären. Táltosse[1]) in der Zeit des Christenthums, Rabonbane in der Zeit des Königthums!

Sollen wir das an dem Abhange der Hargitta lebende Volk Székler nennen, sollen wir es für reine Hunnen oder Avaren oder für eine Mischung aus beiden ansehen? Diese Fragen treten von selbst in den Hintergrund bei der Gewissheit, dass dort jedenfalls ein ural-altajischer Volkstheil existiert hat. Wenn es Hunnen waren, konnten sie noch nicht verschwunden sein, waren es aber Avaren, so konnte die Staatsidee unter ihnen noch nicht erstorben sein, worunter wir aber nicht eine Staatsidee in ihrer heutigen Bedeutung zu verstehen haben. Alte, der Zuverlässigkeit nicht ganz entbehrende Chroniken suchen in jenen Gegenden wenigstens eine Art von staatlicher Organisation. Es war ein Nomadenvolk, entgegnet man, und weder konnte es unbekannt bleiben noch aber in Menge sich erhalten, da es seiner Pferde und Rinder wegen von Weide zu Weide wandern musste. Als ob nicht heute noch der walachische Schafhirt oder die Schar der verschlagenen Székler'schen Gestüt- und Rinderhirten in den Grenzgebirgen unbekannt umherzöge! Noch heute weiden die Einwohner des im Széklerlande gelegenen Gyergyó-Ditró ihre 15000 Rinder fast unbemerkt auf dem aus üppigen Fluren bestehenden und über 53.000 Catastraljoch sich erstreckenden Gebiete ihres Dorfes. Den Aufzeichnungen gemäß betrug die Anzahl von Csabas Soldaten zusammengenommen 3000, und ihrer wären also nur zweimal so viele gewesen als Einwohner von Ditró. Wenn sie sich im Laufe der Zeit auch auf 100.000 vermehrt hatten, so verloren sie sich fast in den Abhängen der Hargitta, wo heute 450.000 platzhaben. Und wenn ihre Anzahl im 9. Jahrhundert auf 100.000 gesetzt würde, so wäre damit gewiss eine äußerst große Summe angegeben.

Im ganzen gehörten die höchstens $1^1/_2$ Millionen zählenden Menschen, welche in jenen Zeiten, am Schlusse des 9. Jahrhunderts,

[1]) táltos = der Zauberei und Wahrsagerei kundiger Priester der heidnischen Magyaren. Die Red.

auf ungarischem Gebiete wohnten, überwiegend der ural-altajischen Völkerfamilie und dem slavischen Zweige der Arier an. Die Nachkommen beider Völkerfamilien waren noch weit von jener Cultur, welche sich unter der Wirkung befruchtender Ideen des Mittelalters nur in einem befestigten Staate entwickeln konnte. Es entstanden hier zwar mehr Mittelpunkte, als Völker von verschiedener Zunge im Lande lebten. Man darf aber diese Consolidation um die verschiedenen Centren herum nicht für eine Stammesorganisation ansehen, denn eine solche hätte kein fremdes Element in sich geduldet. Hier hatten die Nachkommen der früher dominierenden Avaren über mehrere andere Nationalitäten eine Art Führerrolle inne, doch waren sie zu schwach, um bei Ermangelung des politischen Übergewichtes der Regierung ein avarisches Gepräge zu geben oder um überhaupt sich selbst von der entnationalisierenden Wirkung jener zu bewahren. Ähnlich steht es mit den Bulgaren und Chasaren, welche, da sie größtentheils selbst politische Emigranten waren und somit der Stütze des Mutterlandes entbehrten, der Entwicklung ihrer zu einem anderen Volksstamme gehörenden Unterthanen keine bestimmte Richtung geben konnten. Ihnen dienten nicht die Überlieferungen des römischen Staates zum Vorbild, sondern die des Hunnen- und Avarenreiches, welche beide im selben Ungarn entstanden, aber verhältnismäßig rasch nacheinander zerfallen waren. Jene Staaten entbehrten indessen auch auf der Höhe ihrer Macht der Garantien der Beständigkeit, denn sie waren aus einer Conföderation der verschiedensten Elemente gebildet. Im kleinen die großen nachahmen, konnte nur zu momentanem Erfolge führen; derartig organisierte kleine Staaten, die, ihres Bestandes wegen in ewigem Zweifel, nur von heute auf morgen lebten und somit an eine Cultur, welche Festigkeit voraussetzt, kaum dachten, fielen auseinander und lösten sich auf den ersten Schlag auf, der von einem organisierten Volke ausgieng.

Diese Wirkung trat mit der Eroberung des Landes durch die Magyaren ein. Ihr Erscheinen machte dem Particularismus ein Ende. Sie gründeten ebenfalls einen einheitlichen Staat an den Ufern des mittleren Donaulaufes und der Theiß auf ähnliche Weise wie die Hunnen und Avaren. Denn jene Nationen hielten an den aus Asien mitgebrachten Ideen fest, und erst später sagten sie sich von denselben los, als bei dem in einen anderen Ideenkreis hineingelebten Europa eine Abneigung gegen sie entstand. Europa hat viel von ihnen gelernt, aber nur in einer Richtung, und da sie nach einer anderen

Richtung keinen Einfluss nehmen konnten, mussten sie sich schließlich den Forderungen des europäischen Lebens selbst anpassen. Der Umstand, dass Ungarn auch heute dort einen Staat bildet, wo derselbe vor 1000 Jahren entstanden ist, beweist, dass die ungarische Nation als politischer Organismus empfänglicher war für den europäischen Gemeingeist.

(Schluss folgt.)

Friedrich Smetana.

Von

Bronislav Wellek.

(Fortsetzung.)

Prag.

Als die „Beiden Witwen" am 27. März 1874 noch unter persönlicher Leitung des Componisten zur Erstaufführung gelangten, gestaltete sich die Première zu einem Ehrenabend für Smetana, indem seine Verehrer ihrer ungeschminkten Freude darüber Ausdruck liehen, dass der Componist trotz seiner zunehmenden Kränklichkeit, trotz seiner infolge der öffentlich gegen ihn gerichteten Angriffe gesteigerten Erregbarkeit einen so frischen Sinn, einen so elastischen und humorvollen Geist sich bewahrt habe. Die Gegner Smetanas, soweit sie es überhaupt für nöthig hielten, die Oper kennen zu lernen und von ihr Notiz zu nehmen, wussten so vieles an dem neuen Werk auszusetzen, dass selbst ein gebildeteres und der Mehrzahl nach dem Componisten gewogeneres Publicum, als das damalige war, sich zu Ungunsten seines Werkes hätte von der Kritik beeinflussen lassen. Und schließlich, wo aller Tadel nicht mehr hingereicht hätte, den Componisten zutode zu hetzen — der Vorwurf, dass auch diese Oper vom fremden Wagnerthum durchtränkt sei, genügte, die erwachende Sympathie für das Werk im Keime zu ersticken. Die Oper behauptete sich nicht auf dem Repertoire (1874 und 1875 bringen sieben Aufführungen im ganzen).

Im Jahre 1877 unterzog Smetana die „Beiden Witwen" zugleich mit dem Textdichter einer Bearbeitung. Er ersetzte die Prosa durch das Recitativ, schrieb zum zweiten Act ein neues Finale, für den zweiten Act ein Lied Ladislavs und ein Terzett Mumlals, Toniks

und Lidunkas, welche beiden letzteren als ein in den Rahmen des Erntefestes eingesetztes ländliches Liebespaar (in dessen Adern das Blut Mařenkas und Jeníks rollt) neu hinzugefügt wurden. In dieser dem böhmischen Publicum noch mundgerechter gemachten Gestalt wurde die Oper im Jahre 1878 siebenmal aufgeführt.

Im Jahre 1881 wurde die Oper vom Director Pollini für das Hamburger Theater erworben und in der Textübersetzung von Roderich Fels daselbst zur Aufführung gebracht (28. December 1881). Die Handlung ist wieder nach Frankreich zurückversetzt worden.[1])

Eine im Jahre 1893 von V. J. Novotný vorgenommene Umarbeitung des Textes, durch welche auch die Reihenfolge der Scenen berührt wird, hatte, so pietätlos gegen das Original sie war, eine Rehabilitation dieser Oper auf dem böhmischen Nationaltheater zur Folge, so dass sie Repertoirestück desselben geworden ist.

---

[1]) Smetana, der schon einigemal vergeblich den Versuch gemacht hatte, mit deutschen Verlegern anzuknüpfen, um seinen Werken die verdiente Verbreitung im Ausland zu verschaffen, war auch mit dem Hamburger Verleger Pohle und dem Theaterdirector Pollini in Verhandlungen getreten. Pollini zahlte ihm 1000 fl. für die „Beiden Witwen" (weitere 1000 fl. waren für den Fall der sechsten Aufführung als fällig vereinbart), ein für die böhmischen Verhältnisse glänzendes Honorar, denn vom heimatlichen Theater hatte er für seine Opernwerke folgende Bezüge:

Die beiden ersten Vorstellungen der „Brandenburger" waren gratis, die dritte seine Benefizvorstellung, von den weiteren erhielt er 10% Tantième vom Bruttoertrag.

Die „Prodaná nevěsta" wurde für ein Fixum von 50 fl. jedesmal verkauft.

„Dalibor" trug ihm 87 und 140 fl. für die Generalprobe und Première ein. Die dritte Aufführung war sein Benefiz. Für die „Beiden Witwen" erhielt er 239 fl. für die erste Vorstellung, dann Tantièmen.

Für das „Geheimnis" erhielt er nach der ersten Vorstellung 160 fl., nach der zweiten 23 fl., nach der dritten als Benefizvorstellung 451 fl. (Brief an Srb vom 13. Juni 1882.)

Die Provinzbühnen zahlten für das Aufführungsrecht auf drei Jahre und zwar für die „Verkaufte Braut" 130 fl. oder 10%ige Tantièmen, für die „Beiden Witwen" 100 fl., für die „Hubička" 150 fl., für das „Geheimnis" 250 fl., von welcher Forderung Smetana sogar bis auf 170 fl. herabgieng, ohne sie zu erzielen.

Der Herausgabe der Clavierauszüge aus Smetanas Opern mussten sich der Verein „Hudební matice" und die „Umělecká Beseda" annehmen; heute noch fehlt ein solcher der „Teufelsmauer".

Für die Claviercompositionen „Rêves" verlangte Smetana 20 fl. pro Stück, und doch blieben sie beim Verleger bis 1879 ungedruckt liegen.

Der Symphoniencyklus „Mein Vaterland".

Die Folge der eingetretenen vollständigen Taubheit Smetanas war, dass er im Jahre 1874 seine Thätigkeit als Dirigent aufgeben musste. Der Smetana seit jeher verhasste Kapellmeister Mayer wurde nun wieder Director des Theaters. 1875 wurde Smetanas Nachfolger am Dirigentenpulte der Componist Zdenko Fibich. Um sich die nöthigen Mittel zur Consultierung berühmter ausländischer Specialisten zu verschaffen,[1]) gab Smetana ein Concert am 4. April 1875, in dessen Programm zwei Symphonien des Meisters, „Vyšehrad" und „Vltava", hervorragten. „Vyšehrad" war schon vorher (im Jänner 1875) unter Leitung Ludwig Slanskýs im Concert der „Philharmonie" zugehör gebracht worden. Wir sehen, dass Smetana plötzlich auf dem Gebiete der Orchestercomposition zu schaffen beginnt, das er seit seiner Rückkehr aus Götaborg fast völlig vernachlässigt hatte.

---

[1]) Der immer gefällige und hilfsbereite Liszt, dem so viele Componisten das Hervorziehen aus ihrem beschränkten Kreis an das Tageslicht der musikalisch gebildeten Welt wie auch materielle Förderung zu danken haben (Richard Wagner, Robert Franz 1879), machte sich, als er die Nachricht von dem Unglück Smetanas vernommen, sofort anheischig, in Prag ein Concert zugunsten Smetanas zu veranstalten. Dessen vor der Rückkehr aus Gothenburg so reger Verkehr mit Liszt hatte naturgemäß durch das Ansässigwerden Smetanas in Prag Einbuße erlitten. Smetana benützte zwar seinen Urlaub während seiner Thätigkeit als Kapellmeister an der böhmischen Bühne immer dazu, eine kleine Reise zu machen, um namentlich die hervorragendsten Opernwerke der damaligen Zeit aus eigener Anschauung kennen zu lernen. So finden wir ihn im Jahre 1868, da ihn Wagners Musikdramen im höchsten Maße interessierten, in München bei der Aufführung der „Meistersinger". Im Sommer des Jahres 1870 reiste er ebendahin, um den Aufführungen des „Rheingold" und der „Walküre" — letztere entzückte ihn besonders und erfüllte ihn mit unbegrenzter Bewunderung für den großen Reformator — beizuwohnen, wo er auch mit Liszt zusammentraf, der ihm seine zur hundertjährigen Jubiläumsfeier Beethovens zu Weimar componierte Cantate übergab. Im Jahre 1872 unternahm Smetana wiederum einen Ausflug nach München, um sich an den Schönheiten des „Tristan" zu erfreuen, der ihm das Ideal eines Musikdramas darstellte. So oft (oder eigentlich so selten) Liszt durch Prag reiste, unterließ er es nicht, Smetana zu besuchen; so hörte er bei seiner Durchreise durch Prag am 2. Mai 1871 die Ouverture zur „Verkauften Braut" im Theater an. Von denjenigen Tonkünstlern, die nach Prag kamen und von Liszt an Smetana gewiesen wurden, sind Robert Schumann und Hans v. Bülow hervorzuheben.

Diese Wendung ist, weil sie mit dem Eintreten der Taubheit Smetanas zusammenfällt, mit ihr im Zusammenhang zu erklären, da er das Schaffen auf dem Gebiete der Vocalcomposition, wo das gehörte Wort, mit dem Klang vermählt, dem Componisten die Arbeit wesentlich erleichtert, auf die Zeit nach überstandener Krankheit hinausschob. Ferner mochte eine gewisse Entmuthigung sich seiner bemächtigt haben, da er auf das endgiltige Durchdringen seiner musikdramatischen Compositionen unter den Verhältnissen, wie sie damals lagen, nicht rechnen konnte. Die tausend Schwierigkeiten, welche der Operncomponist zu überwinden hat, die Mangelhaftigkeit und Poesielosigkeit eines Librettos, von dem so oft der Erfolg der besten Musik abhängig wird, die Zweifelhaftigkeit einer guten Darstellung des Opernwerkes im Sinne seiner Intentionen, die Abhängigkeit von der Laune und Empfänglichkeit eines Publicums, das ihn auf dem Gebiete der Oper für einen Verirrten und Verlorenen ansah: das alles sind Beschwerlichkeiten, von deren Berücksichtigung der Instrumentalcomponist im voraus enthoben ist. Bei einem so unermüdlich regen Schaffen, wie Smetana es seit Jahren betrieb, durfte er ferner die Symphoniendichtung als eine Erholungsarbeit bei seiner hereinbrechenden Krankheit betrachten.

Ein Gedanke jedoch drängt sich vor allem dem Biographen bei der Durchsicht der Schriften über diese Periode auf: der nämlich, dass Smetana mit diesen symphonischen Dichtungen beabsichtigt habe, sein Vaterland den Fremden in musikalischer, also internationaler, für alle Welt verständlicher Darstellung zu schildern und zu preisen.[1])

---

[1]) Man betrachte, abgesehen von dem gemeinsamen Titel des ganzen Cyklus „Mein Vaterland“, von diesem Gesichtspunkte aus einen Brief Smetanas an den Verleger der Symphonien, in welchem er ein als Motto zur Symphonie „Vyšehrad“ geschriebenes Gedichtlein tadelt:

„Meine Ansicht ist die, dass in diesem Gedicht der Moldaufluss in einer Weise apostrophiert und gefragt wird, dass er mehr in den Vordergrund tritt als der Vyšehrad. Was vom Vyšehrad in der Composition selbst in Tönen geschildert wird, davon wird in den Versen noch gar nicht gesprochen! Ich möchte mir wünschen, dass in dem Motto in kurzen Worten, aber so, dass auch der Fremde vom Vyšehrad eine vorläufige Vorstellung bekomme, z. B. von dem Sänger selbst die Rede wäre, der ganz gut in der Zeichnung (des Titelbildes) dargestellt ist und in meiner Composition mit festen Griffen in die Harfe gleichsam in Visionen zu berichten beginnt, was alles auf dem Vyšehrad sich zutragen konnte oder musste. So beginnt der Sänger z. B. von der Gründung des Vyšehrad in heidnischer Zeit, von möglichen Ereignissen als Gerichtssitzungen, Turnieren, Beilagern und anderen Festlichkeiten, von Kriegen und Kämpfen u. s. w. bis zum Verfall der Burg zu singen. Das alles

Dass er mit seinen musikdramatischen Schöpfungen einmal die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich lenken, dass diese Opern den Weg über die Bühnen Deutschlands gehen könnten, der für die Werke seines verehrten Wagner noch nicht geebnet war, dass man dem Schaffen eines czechischen Componisten, der mühsam gegen die Blindheit seiner eigenen Connationalen den ungleichen Kampf des schwachen Individuums gegen die mächtige Menge führen musste, mit liebevoller Schätzung der nationalen Individualität Beachtung schenken und Bewunderung zollen könnte, hatte sich der bescheidene Smetana nicht träumen lassen. Wenn er nun seiner Kunst in die Fremde Eingang verschaffen wollte, so musste ihm dies auf dem Wege der Operncomposition wenigstens damals als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen. Wohl aber war die Form der Symphonie dazu geeignet, mittelst der zu jedem Herzen, mag es für welches Vaterland immer schlagen, unmittelbar sprechenden reinen Musik den fremden Hörer für das einzunehmen, was er ihm berichten wollte: dass auch er ein schönes, herrliches Vaterland habe, welches er über alles liebe, dass auch sein Volk eine an ruhmvollen Perioden reiche Geschichte habe. Diese Symphonien, zu einem mächtigen Ganzen architektonisch vereinigt, sollten ein Denkmal sein für die Größe seines Volkes.

Die Symphonien „Mein Vaterland" sind denn wirklich nicht bloß das vollkommenste musikalische Werk Smetanas, sondern auch seine größte nationale That. Während das Festspiel „Libuša" nur eine Feier der glorreichen Vergangenheit für Eingeweihte sein sollte, bestimmt, eine Festlichkeit gleichsam daheim bei der Nation zu einer würdigeren zu gestalten, ist der Symphoniencyklus „Mein Vaterland" ein Paradestück, das die Nachbarn und Fremden von dem Lobpreis Böhmens erfüllen soll.[1])

❦

in gedrängter Übersicht, aber doch so, dass jeder, selbst der Fremde, daraus entnehmen könnte, was uns der Vyšehrad ist, sohin was den Gegenstand der Composition bildet . . ." (1879).

[1]) Diese Darstellung enthält zugleich die Antwort auf die vorlängst aufgeworfene Räthselfrage (Dr. Schenker im „Neuen Wiener Tagblatt"), „weshalb Smetana bei so hoher innerer Vollkommenheit und so schöner ‚Meisterbehaglichkeit' nicht auch das Selbstbewusstsein in sich kräftiger erzogen und so zur Reife gebracht, dass er die Grenzen seiner engen Heimat gesprengt und noch bei Lebzeiten den Weltruhm auf sich gehäuft hätte, der sein Grab doch heute krönt".

Dass Smetana mit der Überzeugung, durch seine musikdramatische Thätigkeit zum Weltruhm nicht gelangen zu können, rechthatte, beweist der Zeitraum

Der Symphoniencyklus „Má vlast'" (Mein Vaterland), vom Componisten der Stadt Prag gewidmet, besteht aus sechs symphonischen Dichtungen, von denen die ersten vier der Zeit der entstehenden und zum Ausbruch kommenden Ohrenkrankheit Smetanas entstammen, 1874 und 1875, während die beiden letzten und zwar „Tábor" im Jahre 1878 und „Blaník" im Jahre 1879 hinzucomponiert wurden.

Indem wir die Analyse der thematischen Durchführung einem musikalischen Fachblatt überlassen, wollen wir uns hier darauf beschränken, den Inhalt der einzelnen Dichtungen (ihr Programm) mit dürftigen Worten zu skizzieren.[1])

---

von zehn Jahren, welcher seit seinem Tode verflossen ist, innerhalb dessen ohne die Dazwischenkunft der Wiener Musik- und Theaterausstellung noch immer niemand eingefallen wäre, seinen Opern eine über seine enge Heimat hinausreichende Bedeutung zuzusprechen — Ludwig Hartmanns Aufforderungen hierzu verhallten wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste — beweist jetzt nach dem Juni 1892 die Thatsache, dass an die Aufführung der besten seriösen Oper Smetanas, „Libuša", in deutscher Sprache niemand zu denken wagt. Wie bekannt, haben aber auch Schöpfungen von so kräftig erzogenem und zur Reife gebrachtem Selbstbewusstsein wie die Symphonien „Mein Vaterland" weder bei Lebzeiten noch nach dem Tode Smetanas dessen Weltruhm begründet, nach welchem wenigstens mit diesen Smetana ganz gewiss strebte. Es gibt eben auch andere Factoren als den reinen Kunstwert einer Leistung, von denen das Entstehen von Ruhm abhängt, und das Sichlossagen von der Nation, deren Dienst Smetana sein Können geweiht hatte, war nun einmal Smetanas Sache nicht.

Liszt schreibt am 5. Mai 1880 an Smetana aus Weimar:

„Hochgeehrter Freund!

Trotz der schweren Prüfung Ihres körperlichen Leidens bewahren Sie die geistige Hochbefriedigung, Bedeutsames in der Kunst und zu Ehren Böhmens geleistet zu haben. Der Name Friedrich Smetana bleibt in seinem Vaterland dauernd festgestellt — dies verbürgen unverkenntlich Ihre Werke. Man lese nur den symphonischen Cyklus ‚Vlast'' und das herrliche, glänzend-heroische Vorspiel zur ‚Libuša', deren Aufführungen in andern Städten als Prag sind wünschenswert. Viele hämische Gegnerschaft hemmt meinen ‚Einfluss' auf die Concertdirectionen allenthalben; indes werde ich nicht versäumen, einigen mir wohl gesinnten Dirigenten die Aufführung von Smetanas Werken besonders zu empfehlen."

Zuletzt ersucht Liszt um die Stimmen des Quartetts „Aus meinem Leben".

[1]) Nach dem von Smetana genehmigten, also authentischen Programm von V. V. Zelený.

1. „Vyšehrad“[1]) (1874).[2])

Der Dichter hört beim Anblick des Vyšehrader Felsens im Geiste die Klänge der Leier des sagenhaften Sängers Lumír.[3]) Vor seinen Blicken erhebt sich der Vyšehrad im Glanze seiner glorreichen Vergangenheit wieder. Auf dieser Hochburg, wo der Thron der Herzoge und Könige aus dem Geschlecht der Přemysliden stand, versammelte sich die Ritterschar zu Ding- und Heerfahrt. Und die Feste dröhnte in ihren Gründen vom Tritt der einziehenden Krieger und ihrem Triumphgesang. Bald sieht der Dichter aber den Untergang der alten Glorie. Wilde Kämpfe wüthen, und die herrlichen Hallen des Königssitzes zerfallen in Schutt und Trümmer. Auch diese gewaltigen Stürme verstummen, der Vyšehrad steht öde und verlassen da, ein Bild vergangenen Ruhmes. Aus seinen Ruinen hallt klagend das Echo des längst verstummten Saitenspieles Lumírs nach.

2. „Vltava“ (1874).[4])

Zwei Quellbächlein, das eine warm und lebhaft, das andere kühl und schwerfällig, vereinigen sich zum Moldaufluss. Immer mehr nimmt das Flüsschen auf seiner Wanderung durch Böhmen an Größe und Macht zu. Es schlingt sich die Moldau durch die tiefdunklen Bestände des Böhmerwaldes, aus denen das fröhliche Treiben der Jagd in den Tönen des Waldhornes hallt, durchfließt liebliche Auen, wo das Landvolk mit fröhlichen Weisen und in tanzendem Reigen ein Hochzeitsfest begeht. Nachts, wenn der bleiche Mond aufsteigt, schlingen die Nymphen den Reigen über der silberglänzenden Fläche ihrer Flut, während stumm und ernst alte Burgen von den Hängen herabsehen, versunken in die Erinnerung ihrer einstigen Größe. Eingeengt von Felsen und Bergen, stürzt schäumend die Moldau durchs enge Thal und bildet Schnellen und

---

[1]) = „Hochburg“, der Name der berühmten alten Akropolis von Prag.

[2]) Am Ende der Partitur steht neben dem Datum der Vollendung die Anmerkung Smetanas: „Im Zustand des Ohrenleidens.“

Das Vyšehradmotiv, zugleich das Hauptmotiv des ganzen Cyclus, sei hierher gesetzt:

Blasinstrumente.

[3]) Eine Art Orpheus.

[4]) Am Ende der Partitur steht die Bemerkung: „In vollständiger Taubheit.“

tückische Wirbel. Von den St. Johannes-Stromschnellen an ergießt sich der Strom in majestätischer Breite und strömt gegen Prag, wo ihm der altberühmte Vyšehrad vom Felsen herab entgegenwinkt. Von hier verliert er sich in seiner größten Macht dem Auge des Dichters in unabsehbare Ferne.

3. „Šárka" (1875).[1])

Wild wogt der Kampf der Jungfrauen, welche den Männern den Tod geschworen haben. Šárka, eine der Anführerinnen dieser Amazonen, ist unersättlich in ihrem Durst nach dem Blut der Männer. Fürchterlich ist der Racheschwur, den ihr verrathene Liebe eingegeben. Ctirad, ein gewaltiger Recke, zieht gegen die wilden Weiber zufeld. Er hört ein herzzerreißendes Jammern und findet Šárka an einen Baumstamm festgebunden, da sie sich von ihren im Hinterhalte liegenden Gefährtinnen listigerweise hatte fesseln lassen. Ctirad vermag die Augen von ihren Reizen nicht abzuwenden, immer mächtiger wächst in ihm die Sehnsucht nach ihrem Besitz — er befreit sie großmüthig aus ihrer hilflosen Lage. Fröhlich lagern sich die ahnungslosen Krieger beim süßen Meth um ihren Führer, der, von den Liebkosungen des Weibes berauscht, in Schlaf versinkt. Alle werden still und entschlummern. Die wachen sollen, wachen nicht mehr. Šárka löst sich aus der Umarmung des entschlafenen Helden und schleicht sich aus dem Kreise der Schläfer. Der langgezogene Klang (Corno, tiefes C) ihres Hornes kündet den Gefährtinnen, dass die Stunde der Rache gekommen. Wie ein wilder Sturm stürzen sie sich auf die schlafenden Männer. Ihr Blut färbt das Gras am Morgen statt Thau. Alle finden ihren Untergang, Ctirad stirbt zuletzt von dem Schwerte der blutgierigen Šárka.[2])

4. „Z českých luhů a hájů" (Aus böhmischen Fluren und Hainen; 1875).

Ein sonniger Sommertag voll Glanz und Duft. In den Jubel, der die Seele erfüllt, dringt der frische Nachhall der zufriedenen

---

[1]) „Šárka" heißt ein Thal nördlich von Prag zwischen Podbaba und Liboc („zahme" und „wilde Šárka"). Es ist nach einer von den mythischen Amazonen benannt, deren Anführerin die auch von Karl Egon Ebert besungene Wlasta war. Wlasta, eine Freundin Libušas, soll nach dem Tode der letzteren einen Aufstand der Weiber erregt haben, wobei dem Vyšehrad gegenüber eine Feste, die „Mädchenburg" (Děvín, vgl. Magdeburg), erbaut wurde, die erst nach hartem Kampfe von den Männern erobert und geschleift ward.

[2]) Vgl. die poetische Bearbeitung dieser Mythe durch Jaroslav Vrchlický (Mythy, I.).

Stimmung, die über der ländlichen Idylle lagert. Aus dem Treiben der Menschen flüchten wir in einen stillen, schattigen Hain. Die Zweige der Bäume rauschen, durchweht von einem leisen Windhauch; der ganze Hain wiegt sich in dem immer stärker werdenden Rauschen, von dem der Jubel der zwitschernden und singenden Vögel getragen wird. In diesen Feiergesang der Natur hallt aus fernem Wald träumerisch der Klang der Hörner. Ein mächtiges Schwellen des Windes unterbricht die feierliche Ruhe und trägt die Klänge des fröhlichen Treibens der Menschen an unser Ohr. Bald sind wir mitten in dem festlichen Jubel eines den Lenz feiernden Volksfestes — eine Apotheose des böhmischen Volksliedes.[1])

5. „Tábor" (1878).

„Die Ihr seid die Kämpfer Gottes!" sind die Anfangsworte des historischen Chorals der Taboriten, welche den Namen von der von ihnen gegründeten Stadt führten. Wie oft sind unter den erhebenden Klängen dieser Hymne die Kämpfer todesmuthig in den Kampf für ihren Glauben und ihre Freiheit gezogen![2])

6. „Blaník" (1879).[3])

Als die Stürme des Hussitenkrieges ausgetobt hatten, zogen sich die Helden desselben in den Berg Blaník in der Gegend von Tábor

---

[1]) Vgl. die von Zelený mitgetheilte Darlegung Smetanas:

„Der Eingang stellt den mächtigen Eindruck dar, der den Wanderer beim Eintreten in die Landschaft erfasst; daher der mächtige Anfang mit den eindringlichen Accorden in G-Moll. Dann G-Dur, wie der Spaziergang eines naiven Dorfmädchens. Bei 3/4: [Notenbeispiel] die Schönheit der Natur im Sommer zur Mittagszeit, wenn die Sonne im Zenith steht. Im Walde tiefer Schatten, nur hie und da dringt durch die Wipfel der Bäume ein Lichtstrahl. Die Phrase: [Notenbeispiel] stellt das Zwitschern der Vögel dar, das in der weiteren Contrapunktik immer noch beibehalten wird, während darüber in den Hörnern das F-Dur-Motiv auftaucht. Es ist dies eine große contrapunktische Aufgabe, die ich spielend gelöst habe, weil ich mich in solchen Dingen sehr viel geübt habe. G-Moll: ein Erntefest oder sonst eine Dorffestlichkeit."

[2]) Der Choral „Kdož jste Boží bojovníci" entspricht dem lutheranischen „Eine feste Burg ist unser Gott!"

[3]) Berg im Táborer Kreise, dem von der böhmischen Sage die Rolle des Kyffhäuser zugewiesen ist.

zurück und harren dort, in vielhundertjährigen Schlaf versenkt, der Zeit, die sie zum Kampfe für ihr in Noth befindliches Vaterland rufen wird. Die Natur umgab den Berg, welcher die schlafende Ritterschar birgt, mit den Reizen ihres heiligen Friedens. Saftiges Grün sprießt auf dem Abhang des Hügels, wo der Hirt die friedliche Herde weidet. Idyllische Ruhe. Aber kommen wird die Zeit, wo die gewaltigen Recken aus den Hallen des Berges hervorbrechen werden, um dem bedrängten Vaterland zuhilfe zu eilen und dem Volke die alte Freiheit mit ihrem Ruhm und Glanz wiederzugeben.[1])

Was sich aus obiger Skizzierung der poetischen Grundlage dieser Tonstücke zunächst ergibt, ist, dass der Lyrismus gegenüber den epischen Elementen ein entschiedenes Übergewicht hat, wie es für ein Sujet, soll es sich zur musikalischen Bearbeitung innerhalb der Grenzen absoluter musikalischer Schönheit eignen, nur zuträglich ist. Geradezu ausschließlich herrscht dieser Lyrismus im zweiten und vierten Theil des Cyklus.

Die Reihenfolge der Entstehung der einzelnen Theile gibt ferner Aufklärung über ihren Zusammenhang untereinander. Die ersten drei Theile bildeten ursprünglich eine symphonische Trilogie, zu welcher die rein lyrische, das Volkslied verherrlichende vierte Symphonie als Abschluss hinzutrat. Die erst nach einem Zeitraum von drei Jahren unternommene Beendigung des Cyklus schloss an die hoffnungslose Trauer über die glorreiche Vergangenheit am Ende des „Vyšehrad" an. Noch einmal ein Bild aus der an Kämpfen reichen Geschichte und zwar aus der bewegtesten Periode, in der sich die Nation ein Jahrhundert früher als das übrige Europa auf dem Höhepunkt ihrer politischen, in Gegensatz zur Kirche tretenden Entwicklung befand (Reformation), dann ihr Niedergang mit dem schließlichen hoffnungsfreudigen Ausblick in die Zukunft. Infolge dessen erscheinen, und dies ist wichtig für die Aufführung des Cyklus in seiner Gänze, die erste und letzte Symphonie, die in so enger Beziehung zueinander stehen wie etwa der Satz: „Es geht uns schlecht" mit dem Zusatz: „Aber nicht verzagt, es wird besser werden", als der Rahmen für ein Gemälde, welches aus zwei historischen, epischen Theilen („Šárka" und „Tábor") besteht, die voneinander durch lyrisch gehaltene Naturschilderungen („Vltava", „Z českých luhů a hájů") getrennt sind.

---

[1]) Denselben Stoff verwertete Eliška Krásnohorská zu einem Operntext „Blaník", der von Zdenko Fibich componiert ist.

Die poetische Kraft des Grundgedankens, welcher jeder der Symphonien zugrunde liegt, ermöglicht schließlich die Vorführung dieser Tondichtungen in ihrer Gesammtheit; ohne fest umrissene poetische Vorstellungen wäre es schwerlich möglich gewesen, eine Reihe von so großen Orchestercompositionen zu schreiben, welche bei aller Verwandtschaft untereinander, die sich aus der Individualität des Componisten herleitet, unmittelbar hintereinander ohne die geringste Einförmigkeit gespielt werden können.

Wen beim Lesen der angeführten Programme ein heimliches Grausen vor dem gewaltigen Orchesterapparat Berlioz', unter dessen Wucht er seinen eigenen Genius begrub, oder vor der vollkommenen Anarchie in der Form, deren Priester Liszt war, erfasst hat, mag sich beruhigen: Smetana geht auch hier (oder gerade hier) seinen eigenen Weg. Zwar mit den alten Formen hat es seine Schwierigkeit. „Die haben zuende gesungen!" sagte Smetana selbst. Es erschien ihm ganz überflüssig, in den Schranken der Formen zu arbeiten, welche schon die classische Periode auf den Höhepunkt ihrer Vollendung gebracht hatte. „Will jemand bessere Symphonien, als Beethoven und Schumann geschrieben haben, componieren? Was man jetzt leistet, ist ein immer schwächerer Abglanz der Form Beethovens. Aber etwas Neues kann man entwickeln, wovon sie noch keine Kenntnis hatten; haben sie doch einen ohnehin genug großen Schritt nach vorwärts gethan, und das soll ihnen jeder nachzumachen bemüht sein." Und als er von seinen ersten Instrumentalcompositionen, „Richard III.", „Hakon Jarl" und „Wallensteins Lager", den schon citierten Ausspruch gethan hatte, dass sie ganz in der Art Liszts gedacht und componiert seien, fügte er hinzu: „Meine Gegner werden dies vielleicht auch gegen die symphonischen Dichtungen ‚Mein Vaterland' ausbeuten, aber mit denen verhält es sich ganz anders: in ihnen habe ich mir eine besondere Form zu bestimmen erlaubt und zwar eine ganz neue; sie haben bloß den Namen symphonischer Dichtungen. Dennoch sind sie denjenigen ein Dorn im Auge, welche von einem Fortschritt in der Musik nichts hören wollen und nur an dem Gefallen finden, was fortwährend nach dem alten Leisten gearbeitet ist."

Wirklich wusste Smetana die Gedanken seines Programmes in den Rahmen einer schönen musikalischen Form so vollkommen einzusetzen, dass alle seine symphonischen Dichtungen auch vom Standpunkte der absoluten Musik einen an eigener Invention überaus reichen Geist und einen souverän die Form handhabenden Meister bekunden,

wobei noch die Mäßigkeit in der Anwendung der Mittel zur Erreichung der Anschaulichkeit des Gegenstandes hervorzuheben ist.

❦

„Der Kuss".

Im April 1875 reiste Smetana nach Würzburg zu Dr. Troeltsch, von hier nach München, Salzburg und Linz, schließlich nach Wien, wo er den Specialisten Dr. Politzer in Betreff seines Ohrenleidens consultierte. Da seine Hoffnung, das Gehör wieder zu erlangen und seine Thätigkeit wieder aufzunehmen, vollständig schwand, verlegte er seinen Wohnsitz aufs Land, nach Jabkenitz bei Loučeň im östlichen Böhmen, wo sein Schwiegersohn Josef Schwarz als Oberförster wohnt. In diesem anmuthigen, weltvergessenen Winkel lebte er fortan eingezogen seiner Kunst und seiner Liebe zur Natur. Von Zeit zu Zeit nur besuchte er Prag. Seitens der Theaterleitung bezog er eine Gage, von der er lebte.[1])

Zwei bis drei Stunden täglich beschäftigte er sich mit Componieren, mehr konnte er nicht leisten, da ihn die Arbeit ungemein abspannte. Er hatte die Gewohnheit, die Melodien, welche er schrieb, laut vor sich hinzusingen, manchmal, da er kaum selbst etwas davon wusste, mit so starker Stimme, dass er von einer einstündigen Beschäftigung mit der Composition vollständig heiser wurde. Vom Februar 1876 angefangen nahm er die Composition von Opern wieder auf. Zwar war diese viel schwieriger als die der Instrumentalcompositionen, weil er alles nur ideal hörte, und es ist zu bewundern, wie der kranke Mann gerade in dieser Periode so vollkommen klangschöne Melodien mit allen Feinheiten der Nuancierung der menschlichen Stimmen

---

[1]) Im Jahre 1877 wurde ihm die Zusendung der Gage von der Theaterleitung mehrere Monate hindurch unter dem Vorwand verweigert, dass er das Aufführungsrecht seiner Opern wie seiner neuen Compositionen dem altczechischen Consortium gratis und für ewig überlassen habe. Smetana schreibt diesbezüglich unter dem 30. August 1877 an Čech:

„... Ich bin jetzt infolge des Aufschiebens meiner Angelegenheiten ganz verdrießlich und zu nichts fähig. Es ist keine Kleinigkeit, schon seit Mai ohne Gage zu sein, ohne allen Verdienst! Vielleicht wird es doch noch dazu kommen, dass ich in der Welt mit dem Leierkasten werde umherziehen müssen!"

und der Instrumente des Orchesters zustande brachte, andererseits aber diente ihm der Operntext als Orientierungsmittel, als feste Basis seiner Arbeit, da er sich in letzter Zeit über ein merkliches Schwinden seines vor Ausbruch seiner Nervenkrankheit geradezu phänomenalen Gedächtnisses zu beklagen hatte. Und doch gieng Smetana aus diesem Ringen mit dem schrecklichen Übel, das ihn betroffen hatte, mit den beiden Opern „Der Kuss" und „Das Geheimnis" siegreich hervor.

Der Text, der Smetana zur ersteren Operncomposition begeisterte, rührt von Eliška Krásnohorská her, derselben Schriftstellerin, welche für die Richtigkeit der Declamation in der czechischen Sprache bahnbrechend aufgetreten war. Der Text gefiel Smetana derart, dass er die schon begonnene Composition der Oper „Viola" zu einem nach Shakespeares „Drei-Königsabend" von derselben Verfasserin geschriebenen Libretto liegen ließ, sofort an die Composition des ersteren gieng und sie in verhältnismäßig kurzer Zeit zuende führte (Februar bis August 1876), und dass er fortan nur Libretti dieser Schriftstellerin zu componieren beschloss.

Der Text, welcher nach einer gleichnamigen Novelle von Karoline Světlá gearbeitet ist, ist durch Krásnohorskás Gestaltung nicht dramatisch geworden sondern novellistisch geblieben, ein Genrebild aus dem Dorfleben. Eines muss man aber dem Libretto zugestehen: den tiefen Gehalt an Poesie.

Trotzdem finden sich in den bisherigen Beurtheilungen dieses Librettos nur drei Vocabeln, welche zu seiner Charakterisierung verwendet werden: naiv, simpel und albern. Letztere ist allerdings bloß eine unhöfliche Verdeutschung der beiden ersteren. Es ist übrigens begreiflich, dass der Text der „Verkauften Braut" noch immer als „annehmbar" oder „erträglich" befunden wurde, während der Text der „Hubička" wenig Verständnis fand, weil die Komik des ersteren eine drastische, auf der Oberfläche liegende ist, die dem griesgrämigsten Ästhetiker ein Lächeln abzwingt, während der „Kuss" einen tieferen inneren Gehalt hat, der nicht auf das Zwerchfell sondern auf das Gemüth zu wirken berufen erscheint.

In keinem Werke Smetanas liegt so viel Poesie voll Zartsinn und Feinheit, voll Herzlichkeit und Gemüthstiefe wie in diesem verborgen. Aber wirklich verborgen. Die Handlung des „Kusses" gleicht dem Netz einer Spinne, dem der grobe Finger des Menschen, der sich davon überzeugen will, ob es mit geometrischer Genauigkeit nach seinem

System angelegt ist, fern bleiben muss, um es nicht zu zerstören. Neben dem äußeren Moment, der Starrköpfigkeit der beiden Liebenden, erfordern die Eigenthümlichkeiten der aus der innersten Seele eines von der Cultur unbeleckt gebliebenen Landvolkes geschöpften Anschauungen und Sitten ein tieferes Verständnis, das demjenigen, der nicht gekommen ist, in der Oper seine Sinne kitzeln oder seine Verdauung befördern zu lassen sondern reine, am Urquell der Natur geschöpfte Schönheit zu genießen, gewiss bei einigem guten Willen aufgehen wird. Die Oper, die im Jahre 1876 das vollste Anrecht auf allgemeine Beachtung hatte, ohne sie zu finden, leidet heute allerdings unter dem Standpunkt, auf dem der Kunstgeschmack angelangt ist. Nicht allein die Werke Wagners, die doch nur eine bestimmte Erscheinungsform der auf allen Gebieten der Kunst zutage tretenden Richtung sind, gewöhnten uns an so complicierte Genüsse, dass, von der Zauberflöte gar nicht zu reden, unsereinen die Schrecknisse der Wolfsschlucht nicht mehr so mächtig ergreifen, wie sie zu den Zeiten Webers wirkten, dass uns manches als Zuckerwasser erscheint, was vordem zu den starken Getränken gezählt wurde. Umsoweniger darf man sich bei einer aus dem Jahre 1876 stammenden volksthümlich-schlichten Oper, deren Handlung den ruhigen See eines Seelenlebens tief innen aufwühlt, an der Oberfläche aber nur zu mäßigen Wellen kräuselt, wundern, dass aus der Handlung nach unserem Geschmack fast eine alberne Idylle geworden ist. Aber demungeachtet ist hier alles rothwangig, drall und prall, weil gesund, und voll echter Poesie, an die man heute nicht mehr glauben will.

Oder ist es wirklich so albern, dass im Volk der Aberglaube lebt, die verstorbene Ehegattin habe noch im Grab ein Anrecht auf ihren Gemahl, dass ein Mädchen, welches einen Witwer heiraten soll, die Rücksicht auf die Todte so weit treibt, dass es sich von ihm vor der Hochzeit nicht berühren lassen will? Ist es so unwahrscheinlich, dass zwei Leute, die im ganzen Dorf als Dickschädel bekannt sind, wegen einer solchen „Kleinigkeit", welche vom Liebhaber lange genug als bloßer Scherz betrachtet wird, ernstlich böse werden, und dass der beleidigte Jüngling, um sich zu rächen, einen dummen Streich begeht, den er bei vernünftiger Einsicht später bereut? Ist es vielleicht deshalb alltäglich und banal, dass er sich im Wirtshaus durch Trinken und Tanzen für den ihm verweigerten Kuss schadlos hält und im angetrunkenen Zustande seine Braut durch ein übermüthiges Ständchen (vulgo Katzenmusik) vor dem ganzen Dorf verhöhnt, weil er nicht

zum Dolch gegriffen und seine Geliebte nach italienischer Manier niedergestoßen hat? Jeder nach seiner Art, und handelt auch der böhmische Dorfjüngling nach seiner Art, so bedeutet das einen Vorzug des Librettos, weil es nicht schablonenhaft ist.

Schwieriger erscheint die Frage, ob die Lösung des Conflictes im zweiten Act eine wahrscheinliche ist. Hier nimmt die Textdichterin die Schmugglerromantik, die in den Grenzgebieten Böhmens — hier im Jeschkengebirge in der Lausitz — zuhause ist, zuhilfe.

*

Eliška Krásnohorská ist nicht eine Librettistin im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Sie ist eine Dichterin. Ihre Diction ist immer schön und echt poetisch. Wenn Sabinas Redeweise in grobderben Zügen charakterisiert, ist ihr Wort immer poetisch empfunden, durchgeistigt. Das Bestreben, den Ausdruck nobler zu gestalten, fällt bei den Texten Krásnohorskás von selbst weg. Ein poetischer Übersetzer kann aus dem Original Anregung genug finden zu poetischer Reproduction. Nun stellt sich Ludwig Hartmanns Übertragung dieses Librettos so poesielos dar, dass man es bei aller Achtung vor Hartmann als Kritiker als Missgriff bezeichnen muss, dass gerade er die Übersetzung des „Kusses" übernommen hat. Von Kalbeck hätte man gewiss ein viel gelungeneres Werk erwarten können. Kalbeck hat poetischen Ausdruck und Formgewandtheit. Hartmann hat ersteren selten, letztere überhaupt nicht. Er übersetzt vielfach reimlos, was bei dem Text zu einer lyrischen Oper nicht gutgeheißen werden kann. Vom Inhalt des Originales entfernt er sich überall himmelweit, so dass dieser aus der Übertragung kaum zu erschließen ist. Wurde bei Besprechung der „Verkauften Braut" in dieser Beziehung auf einige Details, die von Kalbeck entweder unverstanden blieben oder nicht wiedergegeben werden konnten (wohl deshalb, weil er ihnen nicht eine solche Bedeutung beilegte, um sich mit ihrer Nachahmung im Deutschen Mühe zu nehmen), hingewiesen, so kann hier einfach auf das ganze Buch verwiesen werden, dessen jede beliebige Stelle den Anforderungen an eine gute Textübersetzung nicht entspricht. Aus der größtentheils poesielosen Übersetzung des Textes erklärt sich freilich auch der Vorwurf, der dem Libretto seitens der deutschen Kritik gemacht wird. Undramatisch bleibt er in jeder Übersetzung, wenn aber diese auch noch den poetischen

Blütenstaub, mit dem ihn die Verfasserin des Originales angehaucht hat, verwischt, so erübrigen nur Worte, die nicht die geeignete Stimmung zu erregen vermögen.

Es sei diesmal nur ein Beispiel geboten: das bekannte zweite Wiegenlied. Man muss hiebei unterscheiden das erste als ein reines Volkslied (Text und Melodie), das zweite als eine Nachahmung des Volksliedes durch Smetana, deren Grundlage der Text Krásnohorskás ist, der, für die betreffende Stelle eigens geschrieben, auf die Person und ihre Situation direct Bezug hat.

Hartmann lässt das Mädchen an dieser Stelle singen:

„Wie hell am Himmel die Sterne auch stehn,
Wie sanft im Mondlicht die Waldbächlein gehn:
Mehr wie Sterne,
Sanft wie Wellen
Strahlet ins Leben der Liebe Gewalt.

Kind, wirst Du groß einst, und trifft Dich ein Weh,
Blick' von der Erde zur sternhellen Höh'!
Unter Bäumen
Magst Du träumen ...
Dann schlafen allmählich die Schmerzen Dir ein ...
Wiegen ... Kind ... schlaf ein! ...
Ich bin bei —"

Von dem allen steht nicht ein Wort im Original. Krásnohorská beherrscht die czechische Sprache so, dass, wenn sie etwas Derartiges hätte Vendulka singen lassen wollen, sie die nöthigen Verse dafür schon zustande gebracht hätte. Hartmanns Verse stehen in gar keiner Beziehung zu der Situation. Aus der primitiven Übersetzung J. S. Debrnovs (Josef Srb), des ersten Übersetzers der „Hubička", erhält der Hörer wenigstens eine dunkle Ahnung, worum es sich handelt:

„Sanft eine Taube zum Himmel sich hebt,
Dort ihr entgegen ein Engelein schwebt:
Fromme Taube,
Fleug und glaube,
Engel beschirmen, was Unschuld umwebt!

Himmelwärts trag' Dich der sanfteste Wind,
Ich gehe selbst hin und grüße Dein Kind,
Zärtlich allein
Wieg' ich es ein,
Liebevoll küsst Dich Dein Mütterlein."

Niemand wird behaupten, dass Debrnovs Übersetzung ein Muster von Poesie, Stimmung, Tadellosigkeit des deutschen Ausdruckes und Singbarkeit des Verses ist — aber trotzdem erscheint die Arbeit Debrnovs als das kleinere Übel, denn wenigstens ahnt man, was das Original enthält, und wird aus der dumpf geahnten Annäherung an die Stimmung des Originales nicht durch Faseleien von der Liebe Gewalt (sanft wie Wellen?), von dem einstigen Aufwachsen des Kindes und seinen Schmerzen herausgerissen. Seine Verse sind oft sorgfältiger scandiert und gereimt als die Hartmanns, und es ist die Frage, ob das Hinsetzen von zwei sich reimenden Wörtern ohne jeglichen Sinn wie Hartmanns

„Unter Bäumen
Magst Du träumen ..."

besser ist oder ein zwar mühsam erzwungener Reim, der aber wenigstens das, was im Original steht, andeutet wie Debrnovs

„Fromme Taube,
Fleug und glaube."

Letzterer hat sich den inhaltslosen Zusatz „Fleug und glaube" erlaubt, um die Taube des Originales zu retten, er hat bei seiner formellen Ungewandtheit gegenüber der deutschen Sprache, die er in eine Form zwingen musste, richtig empfunden, dass diese Taube nicht schlankweg hinweggesternt und gewaldbächelt werden darf, weil sie das Symbol einer menschlichen Seele ist.

Das Original lautet nämlich in wörtlicher Übersetzung: „Es flog eine weiße Taube, sie begegnete einem Englein Gottes." Nun folgt die Frage des Engels an die Seele: „Seele eines Menschen, wohin wolltest Du?" und die Antwort der Seele: „Ich wollte bis in den Himmel auffliegen." Gegenantwort des Engels: „Fliege nur, o Seele, bis in den Himmel empor, ich werde statt Deiner zum Kind gehen (welche Verse bei Debrnov ganz gut gegeben sind), dort will ich es herzen und in Schlaf wiegen!" und dann der etwas lose angefügte Zusatz: „Es küsst Dich hundertmal Dein Mütterlein", mit dem Vendulka einschlummert.

Diese zarte Symbolistik im Text, die in so inniger Beziehung zur Situation (Einschläfern des Kindes unter fortwährendem Denken an die im Grab befindliche Mutter des Kindes, der die neue Mutter nicht wehe thun möchte) steht, die jene Stimmung erzeugt, welche Smetana zu dem Wiegenlied veranlasst hat, das gerade hier

so ganz am Platze ist, also den tieferen Gedankeninhalt der Dichtung, das Poetische hat Hartmann gar nicht (wie Debrnov) festzuhalten versucht, geschweige denn dass ihm dies gelungen wäre.

Große Rücksichtslosigkeit gegen den Originaltext charakterisiert die Übersetzungsarbeit Hartmanns im großen und ganzen. Die Pietätlosigkeit gegen das Original fällt gleich beim Lesen des Personenverzeichnisses in die Augen: man liest da von einem Fedor Zarkow, einem Hanno, einem Janusch, einem Steffán, als würde die Oper irgendwo in der Ukraine spielen. Dieses Umtaufen der Personen ist eine durch nichts gerechtfertigte Anmaßung, welche auf das entschiedenste zurückgewiesen zu werden verdient. Die Umwandlung der Namen in deutsche des Wohlklanges und der Singbarkeit halber, wie z. B. des Namens Paloucký bei Debrnov in Wiesenthal, hat doch wenigstens Sinn und Zweck, aber die Russificierung des Namens in ganz willkürlicher Weise (er ist weder von ähnlicher Bedeutung noch von ähnlichem Klang, noch von ähnlicher Länge wie der Originalname) ist eine Geschmacklosigkeit.

❦

Was die Stellung der Musik der „Hubička" im Schaffen Smetanas anbelangt, so sei hier nur in Kürze erwähnt, dass Smetana mit ihr in der Composition von nationalen Stoffen leichteren Genres einen entschieden glücklichen Schritt nach vorwärts gethan hat. Da der Text aus der Feder Krásnohorskás niemals in banale Trockenheit verfällt sondern immer poetisch und häufig überaus lyrisch ist, brauchte Smetana nicht an die Anwendung des gesprochenen Wortes oder des Recitativs zu denken, sondern er konnte ohneweiters den ganzen Text „durchcomponieren". Dadurch wird der „Kuss" zu einer echten lyrischen Oper, in welcher sich eine musikalische Perle an die andere reiht, zu einem harmonischen, melodienschönen Ganzen verbunden, da es dem Componisten mit einfachen Mitteln gelungen ist, eine Menge von kleinen Beziehungen zwischen den einzelnen Theilen herzustellen, also gleichsam die Perlen auf feine Schnur aufzuziehen.[1])

---

[1]) Beachtenswert ist in dieser Beziehung eine Stelle aus einem Briefe an den Kapellmeister Čech (1877):

„Ich bitte Sie, führen Sie das Duett des Lukas und Vendulkas nicht mit den Strichen auf, welche ich in der Partitur mit Bleistift bezeichnet fand. Gerade diese Stellen, die weggelassen werden sollen, sind wichtig, zumal da sie sich auf vorausgegangene Motive beziehen. Das ist eben der einheitliche Stil, der — um es zu bekennen — mein eigener ist, auf den ich mir große Stücke einbilde,

„Hubička" ist ein durchaus harmonisches, von wohliger Wärme durchströmtes Werk des tauben Meisters, ein Werk von mozartischer Schönheit. Der Erfolg dieser Oper war daher bei ihrer Erstaufführung am 7. November 1876, bei der übrigens nur die „Partei" Smetanas anwesend war, ein glänzender. Smetana hatte gezeigt, dass der Componist der „Prodaná nevěsta" und des „Dalibor" in ungebrochener Schaffensfreude lebe. Die Oper fand schnell den Weg zum Herzen aller und wurde rascher populär als die „Verkaufte Braut." Dazu trug nicht wenig der Umstand bei, dass die Kritiker der gegnerischen Clique das Werk ignorierten, so dass das Urtheil des für echte Kunst empfänglichen Publicums nicht im vorhinein zu Ungunsten der Oper präpariert ward.

❦

Das Quartett „Aus meinem Leben".

Smetana war im Gegensatz zu seinem Landsmann Dvořák kein absoluter Musiker. Immer musste zu seinem musikalischen Schaffen eine bestimmte poetische Vorstellung den Anstoß geben, sei es ein Gedicht oder ein von ihm selbst in allen Details durchdachtes Programm. Dieses bestimmte dann auch die Form der Composition. Smetana war ferner durch und durch Individualist, was sich schon darin offenbart, dass er nicht Tänze schlechthin, wie Dvořák seine „Slavischen Tänze", componierte sondern immer eine ganz bestimmte, mit Namen individualisierte Tanzgattung, als „Hopser", „Stampfer" u. dgl.

An dieser Stelle sei die folgende, von Zelený mitgetheilte Ansicht Smetanas über die Ouverture hervorgehoben:

„Ich bin kein Freund der Ouverturen. Beim ersten Anhören kann sie das Publicum, da es noch nicht weiß, was folgen wird, gar nicht verstehen, so dass die Ouverture dann nichts weiter ist als ein bloßes Tändeln mit Tönen. Zu meinen Ouverturen, sowohl zum „Kuss" als zum „Geheimnis", wurde ich nur durch meine Gönner veranlasst. Ich bin mit meinen Ouverturen nicht zufrieden. Ich habe denn auch zu seriösen Opern keine geschrieben sondern nur eine kurze Introduction zur ersten Scene. Bei ‚Libuša' verhielt es sich allerdings anders, da diese Oper wegen ihres festlichen Charakters nicht ohne ein längeres Vorspiel sein

und bei dessen Auslassung in der Oper nichts zurückbleiben würde, was Stil genannt werden könnte; denn sonst würden Nummern in ihrer Verschiedenheit und nicht in ihrer Einheitlichkeit gesungen werden."

konnte. Aber auch bei der komischen Oper ist die Ouverture nur dann am Platze, wenn man ein einziges großes Allegro schreiben kann wie bei der ‚Verkauften Braut‘.“[1])

Diese Ansicht, deren erste Begründung, als würden Ouverturen nur für jenes Publicum geschrieben, welches sie vor der Aufführung der betreffenden Oper zum ersten- und zum letztenmale hört, durch ihre Oberflächlichkeit befrembet, klingt aus dem Munde eines Componisten, der das Quartett „Aus meinem Leben“ geschrieben hat, etwas unwahrscheinlich. Allein sie entspricht seiner geringen Vorliebe für absolute Musik vollkommen. Auch die Composition des Quartettes „Aus meinem Leben“ ist hiefür und zugleich für seine streng individualistische Richtung ein neuer Beweis. Er schreibt ausdrücklich:

„Ich möchte wünschen, dass auf dem Programm auch der Titel ‚Aus meinem Leben‘ gedruckt werde, denn mein Quartett ist nicht eine bloße formelle Spielerei mit Tönen und mit dem Motiv, damit der Componist zeige, was er kann, sondern ich wollte dem Zuhörer ein Bild aus meinem Leben vorführen. So wird man die einzelnen Sätze gleich besser verstehen.“[2])

Also nicht ein Quartett schlechthin sondern das Quartett „Z mého života“ haben wir vor uns: nicht ein Quartett, das um des Musikalisch-Schönen willen allein da ist, eine thematische Arbeit in bestimmter, hergebrachter Form, sondern die in freier Form, wie sie das Thema erfordert, componierte Lebensgeschichte Smetanas, einen Versuch des Componisten, die wichtigsten Phasen seines Lebens musikalisch dargestellt im intimen Freundeskreis (daher die Wahl der Composition in der Art eines Quartettes) zu erzählen.

Smetana spricht dies in einem Briefe an seinen Freund Josef Srb (als Textübersetzer des „Kusses“ Debrnov) ganz deutlich aus (1878). Zum Verständnis des Folgenden sei erwähnt, dass Smetana den Brief an Srb unter dem Eindruck der Zurückweisung schrieb, welche das Quartett vom Prager Kammermusikverein mit der Begründung erfahren musste, dass der Stil verfehlt sei und wegen unüberwindlicher technischer Schwierigkeiten das Quartett nicht gespielt werden könne.

[1]) Authentisch ist die von Smetana eigenhändig hinzugesetzte Anmerkung am Ende des Vorspieles zur „Teufelsmauer“ (1882):

„Diese Einleitung ist auf den Rath meines Freundes Srb gegen meinen Willen entstanden!“

[2]) Aus einem Brief an Kopecký, Concertmeister in Hamburg (1880).

„Ich sende hiermit die Partitur eines Streichquartettes ab, das ich im Manuscript hatte und bisher nicht aus den Händen gegeben habe. Was den Stil des Quartettes betrifft, überlasse ich das Urtheil darüber gerne anderen und bin durchaus nicht beleidigt, wenn dieser Stil nicht gefällt, da er gegen alles Herkommen des bisherigen Quartettstiles verstößt. Ich hatte nicht die Absicht, ein Quartett nach einem bestimmten Recept und in den uns geläufigen Formen zu componieren, in denen ich schon als kleiner Schuljunge der musikalischen Theorie genug gearbeitet habe, damit er (wahrscheinlich der Stil) mir vollkommen bekannt werde und ich ihn beherrsche. Bei mir ergibt sich die Form einer jeden Composition von selbst aus dem Gegenstande. Und so bildete sich dieses Quartett die Form, welche es hat, selbst.

Ich wollte mir nämlich in Tönen meinen Lebenslauf schildern:

Erster Satz: Liebe zur Musik in meiner Jugend, Vorherrschen der Romantik, unsägliches Sehnen nach etwas, was ich nicht aussprechen oder mir nicht ordentlich vorstellen konnte, und auch quasi eine Warnung vor meinem künftigen Unglück: [Notenbeispiel];

der lang gehaltene Ton im Finale: [Notenbeispiel: 8..........] u. s. w.

entstand aus diesem Anfang; es ist dies jenes unheilvolle Pfeifen der höchsten Töne in meinem Ohr, mit welchem sich 1878 die Taubheit ankündigte. Diese kleine Spielerei erlaubte ich mir deshalb, weil sie die Andeutung eines für mich so wichtigen Verhängnisses ist.[1])

Zweiter Satz: Quasi Polka, führt mich mit meinen Erinnerungen in das fröhliche Leben meiner Jugendjahre, wo ich als Componist die ganze Welt mit Tanzstücken überschüttete, selbst überall als leidenschaftlicher Tänzer bekannt war u. s. f. Der Mittelsatz Meno vivo (Des-Dur) ist jener, welcher nach Ansicht der Herren Spieler des Quartettes absolut nicht zu executieren ist. Die Reinheit der Accorde lasse sich nicht erzielen; ich mache darauf aufmerksam, dass ich in diesem Satz meine Erinnerungen aus adeligen Kreisen, in denen ich mich viele

---

[1]) Eine kürzere Angabe des Programmes gibt Smetana in dem schon theilweise citierten Briefe an Kopecký:

„Erster Satz: Meine Neigung in der Jugend zum romantischen, zu einem melancholischen und zugleich pathetischen Musikstil."

Jahre bewegte, in Tönen male. Ich deutete also in den kleinen Noten: [Notenbeispiel] più facile, eine leichtere Spielweise an und zwar im Primo, Secondo und in der Viola und bitte, Sie möchten beide Arten versuchen, und wenn Sie finden, dass die erste, ursprüngliche Manier durchführbar sei, ohne dass darunter die Reinheit der Accorde leiden würde, behalten Sie diese bei, mir ist sie lieber. Ich glaube, dass dieser Satz die Hauptursache ist, weshalb die Herren sich weigern, das Quartett zu spielen, mehr als der Vorwurf des Orchesterstiles.[1])

Dritter Satz: Largo sostenuto, erinnert mich an die Seligkeit meiner ersten Liebe zu dem Mädchen, das später mein treues Weib geworden ist.[2])

Vierter Satz: Die Erkenntnis der Eigenart des nationalen Elementes in der Musik. Die Freude über den Erfolg auf diesem Wege bis zu ihrer Unterbrechung durch die für mich so ominöse Katastrophe, Beginn der Taubheit, Blick in die traurige Zukunft, ein kleiner Hoffnungsstrahl der Besserung, aber im Gedenken an die ersten Anfänge meiner Laufbahn doch nur eine schmerzliche Empfindung.[3])

Das ungefähr war der Zweck dieser Composition, welche sozusagen nur intim und deshalb mit Absicht für vier Instrumente geschrieben ist, welche wie im engen Freundeskreis davon untereinander erzählen sollen, was mich so unaussprechlich quält. Sonst nichts."

Somit haben wir Inhalt und Zweck des Quartettes aus des Componisten eigenem Munde vernommen, und sehen, dass wir es

---

[1]) Der zweite Satz ist in dem Briefe an Kopecký noch deutlicher erläutert:

„Fröhliches Genießen des Lebens, theils auf dem Lande, theils im Salon in höheren Kreisen (meno mosso), wo ich fast meine ganzen Jugendjahre verlebte. Der zweite Satz schildert auch den Hang zum Reisen; in der Viola und später Violino secondo bezeichnet durch à la tromba — Posthorn!"

[2]) Ganz kurz: „Die Seite eines bewegten Herzens, Liebe, Seligkeit und Sehnsucht nach — ihr u. s. w."

[3]) Vgl. wieder: „Erkenntnis des erwachenden nationalen Selbstbewusstseins in unserer schönen Kunst, Freude über den schon entdeckten Weg zur nationalen Kunst, glücklicher Erfolg auf diesem Weg, bis endlich in meinem Ohr der schrecklich klingende schrille Ton (im Quartett hohes A, in Wirklichkeit war es As-Dur-Sextaccord in der viergestrichenen Octav) ertönt: die Warnung vor meinem schrecklichen Geschick, meiner jetzigen Taubheit, welche mir für immer jene Seligkeit verschloss, zu hören und mich an den Schönheiten unserer Kunst zu ergötzen."

mit etwas durchaus Neuem, Originellem zu thun haben. Kann es etwas Individuelleres geben als die musikalische Veranschaulichung seines eigenen Ringens und Strebens, seiner Freuden und Leiden, eine musikalische Autobiographie? Smetanas Quartett „Aus meinem Leben" ist daher seine originellste That, die ihresgleichen in der Musikgeschichte nicht hat. Das kann man „Meisterbehaglichkeit" nennen.

❦

„Das Geheimnis".

Man könnte die Zeit seiner Taubheit Smetanas classische Periode nennen, denn in diese fallen seine glücklichsten Eingebungen, seine genialsten Werke: sein größtes Werk, der Symphoniencyklus „Má vlast", sein originellstes Werk, das Streichquartett „Z mého života", und seine beste Oper „Tajemství".[1])

Unter den Opern Smetanas nimmt das „Geheimnis" schon deshalb die hervorragendste Stellung ein, weil das Textbuch desselben ein sehr gutes ist, für welches man nicht die Nachsicht des Zuhörers im vorhinein erbitten muss. Denn außer dem großen Geschick der Verfasserin Eliška Krásnohorská im dramatischen Aufbau, dessentwegen man ihr eine etwas unwahrscheinliche Voraussetzung der Lösung der Handlung gerne verzeihen wird, zeichnet sich das Libretto durch eine schöne, poetische Diction (man denke vornehmlich an die schönen Reden, welche die Liebenden der Oper im zweiten Act vor der Kapelle auf dem Bösig tauschen) und einen freundlichen, charakteristischen Humor, der nirgends ins Triviale fällt, aus.

Die Handlung hat Ähnlichkeit mit jener in Erckmann-Chatrians Schauspiel „Die Rantzau", dessen Composition durch Mascagni über alle deutschen Bühnen gegangen und daher genugsam bekannt ist. Eine Stelle der Partitur verlockt besonders zu einem Vergleich mit Smetanas Composition: die Dreschflegelscene, bei welcher jedoch der Vergleich für Mascagni sehr ungünstig ausfällt, da er die hier augenscheinlich nothwendige Anwendung des doppelten Contrapunktes aus begreiflichen Gründen unterlassen hat.

Der Hauptvorzug des Librettos Krásnohorskás gegenüber den „Rantzau" ist der behagliche Humor, der sich über das ganze Werk

---

[1]) „Was den Clavierauszug des ‚Geheimnis' betrifft, glaube ich, dass diese Oper wenigstens das Honorar verdient, das die ‚Verkaufte Braut' erhielt, wenn nicht einen größeren, denn das ‚Geheimnis' gehört zu meinen besten Arbeiten." (Brief an J. Srb, 1882.)

ausbreitet. Insbesondere ist in dieser Beziehung sowohl, als auch was den dramatischen, der musikalischen Entwicklung vorzüglich Raum gebenden Aufbau betrifft, der erste Act ein Meisterstückchen.

Die beiden Kampfhähne, derentwegen sich das ganze Städtchen in zwei feindliche Lager theilt, sind Kalina und Malina (beides schon durch ihren Gleichklang komisch wirkende, in Böhmen häufig vorkommende Namen; der eine bedeutet „Dotterblume", der zweite „Himbeere").

Der Grund der Feindschaft war die von Malina seinerzeit zurückgewiesene Werbung des armen Kalinas um die Tochter des ersteren, Jungfer Rosa. Durch die Zurückweisung beleidigt, hatte sich Kalina anderweitig verheiratet und war durch seiner Hände Arbeit zu etwas gekommen. Er ist der tragische Held des Stückes, denn aus dem Bestreben, seinem Beleidiger gegenüber zu zeigen, dass er kein armer Teufel wie damals, als man ihn vor die Thüre gesetzt, sei, entspringt eine unersättliche Habgier. Jetzt ist er Witwer. Sein Stolz trieb ihn dazu, Schulden zu machen; woher er sie bezahlen soll, weiß er nicht, und doch bemüht er sich zu zeigen, dass „von ihm ein Groschen doch auch etwas gelte".

Sein mehr gutmüthiger Gegner Malina lässt sich von ihm nicht beschämen und kehrt auch, jedoch mehr mit behaglichem Humor — weil er einen vollen Säckel hat — den Bauernprotzen hervor. Sehr scharf beleuchtet das Verhältnis dieser beiden Hartschädel zueinander der Versöhnungsversuch beider im ersten Act, der von Malina ausgeht, daran jedoch scheitert, dass Kalina durch die Bemerkung Malinas, er wolle, wenn auf dem neu gebauten Haus Kalinas eine Schuld hafte, ein Auge zudrücken, schwer beleidigt wird.[1])

Das Protzenthum beider, indem einer den anderen an Freigebigkeit übertreffen will (Kalina feiert mit den Maurern das Unter-First-

---

[1]) Smetana charakterisiert selbst auf dem Titelblatt zum ersten Act der Partitur die Hauptpersonen folgendermaßen:

„Malina, ein Sechziger, recht rund und fettglänzend, äußerlich schlicht und gemüthlich (sousedský heißt eigentlich „nachbarlich"), im Benehmen geschossen, aber offenherzig. Kalina, ein Vierziger, mager und düster, von einem ängstlichen Stolz, in der Kleidung von noblem Prunk, durchaus kein komisches Gesicht sondern ein möglichst hübscher Mann. Jungfer Rosa, etwas über dreißig Jahre alt, macht den Eindruck einer tüchtigen Wirtschafterin, trägt eine Schürze, ein Hängetäschchen und einen Schlüsselbund, auf dem Kopf ein gesticktes Tuch. Bonifaz und der Maurermeister im Äußeren komisch. Skřivánek sieht schäbig aus."

kommen des Neubaues, Malina gibt seinen Dreschern etwas zum besten), die Justamentbefehle, die einer, um den anderen zu ärgern, erläſst (beide verlangen, dass der Bänkelsänger Skřivánek ein Lied auf den Gegner dichte; Malina läſst den Dudelsackpfeifer aufspielen, Kalina gebietet ihm aufzuhören), die Parteinahme der Bewohnerschaft des Städtchens für diesen oder jenen Theil machen dem Zuschauer die Verhältnisse recht anschaulich, in welchen sich der Liebesroman der Kinder der feindlichen Familien (Víteks auf Seite Kalinas, Blaženkas auf Seite Malinas), die Demüthigung des verschuldeten und infolge seines Stolzes habsüchtigen Malina und seine endliche Vereinigung mit der einstmaligen Geliebten, Jungfer Rosa, deren Liebe zu ihm noch immer nicht gerostet ist, abspielen. Das Mittel zur glücklichen Lösung der Fabel ist jenes Geheimnis, welches das Hauptmotiv der ganzen Dichtung bildet: eine Weissagung des verstorbenen Fraters Barnabas, dass Kalina in einem von ihm bezeichneten unterirdischen Gange seinen Schatz finden werde. Ein diesbezüglicher Zettel findet sich in einem von dem strammen Bonifaz in der Hitze des Gefechtes, das aus den Reibereien im ersten Act sich entsponnen hat, herausgerissenen alten Fensterrahmen. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die jeder, der das Geheimnis erfährt (zum Glück ohne nähere Angabe des Ortes), feierlich zuschwören muss, wird es bald im ganzen Städtchen bekannt, so dass es am Schluss des ersten Actes in der Nacht dem angetrunkenen Bänkelsänger vom Thurmwächter durchs Sprachrohr verkündet wird, während das junge Liebespaar (Vítek und Blaženka) gleichzeitig sich das süße Geheimnis der Liebe zuflüstert.

Am nächsten Morgen findet eine Procession auf den Bösig (Bezděz, Berg bei Dauba in Böhmen mit Ruine und Kapelle) statt, wo sich die jungen Liebenden bei ihrem Rendezvous ertappen lassen. Die endliche Folge des durch die Starrköpfigkeit der Gegner tragisch zugespitzten Conflictes ist die Erklärung Malinas, er wolle Blaženka dem Vítek vermählen, wenn Kalina in seine Wohnung ihn darum bitten komme. Zur Erfüllung dieser Bedingung wird Kalina wider Willen durch seine Habgier getrieben, welche im zweiten Act durch eine Traumerscheinung sinnlich dargestellt wird, in der ihn Frater Barnabas mit den Berggeistern lockt, den Schatz zu heben. Selbst auf die Gefahr hin, dass seine Seele des Teufels Krallen verfiele, beschließt er, den verheißenen Schatz zu heben. Durch den vergessenen unterirdischen Gang, den ihm der Frater bezeichnet hatte, gelangt er

in das Haus des Feindes, den er nun tief gedemüthigt für seinen Sohn um die Hand Blaženkas, für sich um die Jungfer Rosas bittet. Der Schatz, den ihm der Frater versprochen hatte, war gefunden, es war Jungfer Rosa.

Repräsentant des ernsten Elementes, das immer einen Bestandtheil echten Humors bilden soll, ist das jugendliche Liebespaar, an dessen Charakterisierung ein specifisch czechischer Zug auffällt: die scheinbar schmollende Versunkenheit des Liebhabers in seine Gedanken, aus der er sich zur Pein seines Liebchens durch nichts aufrütteln läſst. Er hört nicht das Schlagen der Nachtigall, sieht nicht das freundliche Blinken des Mondes, Liebchens Besorgnis läſst er immer mehr wachsen — weil er nur sie sieht, nur ihre Augen sieht und ihre Stimme hört. Diese Freude, sich an den Qualen der Geliebten weiden zu können, erinnert uns an die boshafte Verheimlichung seines Planes seitens des Hans in der „Verkauften Braut". Ferner gehört hieher Jungfer Rosa, das treu, entsagungsvoll liebende Weib. Unten im Grabe ruht der Frater, der es mit ihr und Kalina so gut gemeint hatte; sein Brief ist die Grundlage der glücklichen Lösung; Frater Barnabas — Gott hab' ihn selig! — hält den Faden in der Hand, mit dem er den Wahn lenkt, damit Gutes daraus entstehe. Und der vom Wahn Besessene ist Kalina: ein gefährlicher Wahn hat von ihm Besitz ergriffen, der Größenwahn und die Habsucht; von ihm getrieben, ist er nahe daran, die Seele an den Teufel zu verlieren und unterzugehen. Die Folie zu diesem tragischen Charakter bildet der behäbige, mit Pogner verwandte Malina, der Vertreter des gesunden, besitzenden Bürgerthums.

(Schluſs folgt.)

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in Österreich-Ungarn. Von B. Poten, königl. preuß. Oberst a. D. XV. Band der von Karl Kehrbach herausgegebenen „Monumenta Germaniae paedagogica". A. Hofmann & Comp. Berlin 1893.

Zu den wichtigsten Fachschulen gehören jene Anstalten, welche der Erziehung und dem Unterrichte des Militärs gewidmet sind, und doch haben gerade sie in pädagogischen Kreisen bisher nicht jene Beachtung gefunden, welche ihnen zukommt. Allerdings hat man sich mit den einzelnen Einrichtungen vertraut gemacht und auch die systematische Gliederung der Armeebedürfnisse ins Auge gefasst, um sich ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit der Unterrichtsgegenstände und deren Ineinandergreifen zu bilden, allein die historische Entwicklung wurde meist über dem Wunsche, der Gegenwart gerecht zu werden, vernachlässigt. Diese Lücke wird durch das große, von Kehrbach redigierte Werk „Monumenta Germaniae paedagogica" ausgefüllt, und nun liegt uns der von Oberst B. Poten ausgearbeitete Band, der von dem militärischen Bildungswesen unseres Vaterlandes Österreich-Ungarn handelt, vor, der mit ebenso großem Fleiße als Sachkenntnis bearbeitet ist, und von dessen wesentlichem Inhalt wir einiges mittheilen wollen, um auf dieses interessante Werk aufmerksam zu machen.

Der Verfasser, dem wir bereits die Geschichte des bayerischen und preußischen Armeebildungswesens verdanken, weist in einem kurzen Vorworte auf die besonderen Schwierigkeiten hin, welche sich ihm bei der Bearbeitung der pädagogischen Entwicklung des österreichisch-ungarischen Heerwesens entgegenstellten, einmal weil er mit den Verhältnissen derselben weniger vertraut, dann weil der Stoff wegen seiner Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit schwer zu bewältigen war. Nur das überaus wohlwollende und freundliche Entgegenkommen der k. und k. Behörden machte ihm die thunlichste Erreichung seiner Zwecke möglich, der

einen unsteten, durchaus nicht gleichmäßig sich entwickelnden Bildungsgang zeichnen musste.

Denn häufig verließ man eingeschlagene Wege, um Neues an die Stelle zu setzen, weil die erreichten Resultate nicht zu genügen schienen oder welterschütternde Ereignisse, die das Wesen des Staates umgestalteten, eine wesentlich andere Vorbildung bedingen mochten. Erst in den beiden letztverflossenen Jahrzehnten, meint der Autor, macht sich ein zielbewusstes Streben dauernd bemerkbar; die Mittel entsprechen dem Zwecke, der Einsatz lohnt die Arbeit. Überhaupt datiert ein eigentliches Bildungswesen in der Armee erst aus der Zeit der großen Kaiserin Maria Theresia; das, was vorher von einzelnen Persönlichkeiten durch Errichtung von Anstalten geleistet wurde, war weder dauernder Natur, noch trug es einen ausgesprochenen militärischen Charakter. Dahin gehörte die von Wallenstein in Jitschin gegründete Friedländische Akademie, die Pagerie in Wien, das Chaosstift, nach Freiherrn Richthausen von Chaos so benannt, sowie die von Kaiser Karl VI. gegründete Ingenieur-Akademie.

Feste Grundlagen für den Unterricht des Heeres datieren eben erst von der Kaiserin Maria Theresia, womit der Verfasser den zweiten Zeitraum beginnt. „Inmitten der Drangsale, von denen ihre Länder heimgesucht wurden", ungeachtet der durch Feinde von außen und Verwirrung im Inneren ihr auferlegten Arbeitslast dachte sie bereits in den ersten Jahren ihrer Regierung an die Errichtung neuer Anstalten, und ehe noch der letzte der Friedensschlüsse zustande gekommen war, welche sie nach und nach, theilweise unter schweren Opfern, von ihren Drängern befreiten, ward die erste dieser Anstalten gegründet: die heute noch bestehende Wiener-Neustädter Akademie. Sie wurde am 1. November 1752 eröffnet, und es sollten hundert adelige Zöglinge und hundert Söhne von Oberofficieren daselbst unentgeltlich vom 14. Lebensjahre an erzogen und in den zur Kriegskunst erforderlichen Wissenschaften unterrichtet werden, damit sie nach Maßgabe ihrer Befähigung demnächst im Militärdienste Verwendung erhielten. Fast zu gleicher Zeit wurde in Wien selbst eine Militär-Pflanzschule für hundert Zöglinge im Alter von 7 bis 13 Jahren als eine Art Vorbereitungsschule für die Wiener-Neustädter Akademie gegründet, aber schon 1769 mit dieser selbst vereinigt, worauf letztere mittelst kaiserlichen Handbillets vom 15. März 1769 den Titel „Theresianische Militär-Akademie" erhielt.

Noch aber fehlte eine eigentlich feste Gliederung, und erst das von dem Akademie-Secretär Johann Lang ausgearbeitete „Akademie-Reglement vom 16. Jänner 1775" gab Vorschriften, sprach Grundsätze über Erziehung und Unterricht aus und machte Andeutungen, wie die Jugend zu seiner Befolgung veranlasst werden sollte. Es führt eine kernige, gediegene Sprache und zeichnet sich durch genaue Kenntnis des Zöglingsmateriales aus; auch wurde darin der Studienplan für die einzelnen Jahre im allgemeinen festgesetzt. Auf dieser Grundlage konnte Generalmajor Graf Franz Kinsky, der 1779 zum Director ernannt ward, sein Reformwerk beginnen. Das Hauptaugenmerk richtete er auf die stark

vernachlässigte Erziehung. Sein Bestreben war, durch Reinlichkeit und Abhärtung in physischer und durch Sittlichkeit und Pflichttreue in moralischer Hinsicht „rechtschaffene Männer zu bilden, welche dem Vaterlande, sich und anderen Nutzen bringen". Unter seiner Leitung nahm das Institut einen raschen Aufschwung. Als er nun 1785 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt wurde, behielt er zwar die Oberdirection, allein sein neuer Beruf machte seine häufige Entfernung aus Wiener-Neustadt nöthig, und er musste fürchten, dass die Einrichtungen, die er traf, von seinem Nachfolger und dem Director als Localleiter nicht durchgeführt würden, daher er eine größere Fixierung seines Werkes wünschte. Deshalb stellte ihm Kaiser Josef II. am 18. April 1786 einen „Stiftsbrief" aus, in welchem die materielle Seite des Institutes vollkommen geregelt, aber bezüglich des Unterrichtes gesagt wurde: „Der Unterricht besteht in den für unseren Militärdienst erforderlichen Wissenschaften, Sprachen und Leibesübungen. Die Anordnung ist Sache des Oberdirectors." Das war eine etwas drastische Bestimmung, die übrigens den Grafen Kinsky weit weniger berührte als die Vermögensgebarung, die er jetzt nicht mehr so genau wie früher überwachen konnte, und deren Zustand die Einsetzung einer Commission nöthig machte, die Ersparungen vornahm, aber zum Theile auf Kosten des Unterrichtes.

Inzwischen war auch in Wien selbst durch Vereinigung der obenerwähnten Akademie Kaiser Karls VI. mit der Chaosstiftung eine Ingenieur-Akademie ins Leben gerufen worden zu dem Zwecke, „der Jugend jene Eigenschaften einzuprägen, die den tüchtigen Officier und rechtschaffenen Mann bilden". Sie war ursprünglich in Gumpendorf untergebracht, siedelte aber nach ihrer Umgestaltung schon 1778 in die Räume auf der Laimgrube über, welche einst die Chaosstiftung in der sogenannten Stiftskaserne innegehabt hatte.

Aber auch für die Erziehung der Soldatenkinder hatte Maria Theresia zu sorgen. So wurde unter ihr das Militär-Waisenhaus zu Pettau in Steiermark 1769 errichtet, in welchem die Kinder zu militärischen Zwecken, nämlich zu tauglichen Unterofficieren herangebildet und auch in der Feldmensur unterrichtet werden sollten. Allein Kaiser Josef erkannte, dass dieses Waisenhaus, das später nach Tyrnau verlegt worden war, den Bedürfnissen nicht genüge, und er ordnete deshalb 1782 die Errichtung von Soldatenknaben-Erziehungshäusern bei den 50 österreichischen und ungarischen Infanterieregimentern an, in denen übrigens auch Kinder von anderen Truppengattungen Aufnahme fanden; doch ließ der Zustand dieser Erziehungshäuser manches zu wünschen übrig, und man schrieb dies der allzu frühzeitigen Aufnahme der Kinder — mit dem sechsten Lebensjahre — zu, ohne zu bedenken, dass diese Anordnung nothwendig war, wenn man die Kinder vor gänzlicher Verwahrlosung retten wollte, und dass der geringe Erfolg wohl dem Umstande zuzuschreiben war, dass der Geist der josefinischen Einrichtungen und die Absichten ihrer Schöpfer unbegriffen und daher unbefolgt blieben.

Wenn wir schließlich des 1786 ins Leben gerufenen, auf früheren Bildungsanstalten ruhenden Bombardiercorps gedenken, welches mehr als

60 Jahre hindurch die Pflanzstätte der gesammten artilleristischen Bildung im Heere war, so ist dieser Zeitraum beendet, in welchem noch von Mannschaftsschulen keine Rede ist und höchstens, wie z. B. vom Grafen Khevenhüller, der Wunsch ausgesprochen wird, der Regimentspater solle die Soldatenkinder unterrichten.

Den dritten Zeitraum bezeichnen die vom Beginn der Thätigkeit des Erzherzogs Karl bis etwa zum Jahre 1850 reichenden, durch Kriegsereignisse aber vielfach unterbrochenen Umgestaltungen.

Was die Neustädter Akademie betrifft, so wurde durch die vorzeitigen Ausmusterungen, die in den Kriegsjahren 1805 und 1809 vorgenommen werden mussten, der regelmäßige Unterricht unterbrochen. Als dann wieder geordnetere Verhältnisse eintraten, wurde der Kinsky'sche Lehrplan durch die Instructionen, welche der neue Localdirector Oberst Faber herausgab, vielfach geändert. Dieser legte mehr Wert auf wissenschaftliche Bildung als jener, wollte aber keine Vielwisser haben, sondern selbständige, gründliche Denker. Darunter litt namentlich der Sprachunterricht. Von der Ansicht ausgehend, dass nicht jeder alles lernen könne, begünstigte er das Streben des einzelnen, sich in einem besonderen Fache hervorzuthun, wogegen dieser freilich oft die anderen vernachlässigte. Da er zudem die praktische Ausbildung berücksichtigte, wodurch wohl manche früher freie oder dem Spiele gewidmete Stunde in den Unterrichtskreis hineingezogen sein mochte, und da eine größere Strenge bei der Classification stattfand, so zeigte sich bald auch mit Fabers Leitung wie früher mit der seines Vorgängers Unzufriedenheit. Deshalb wurde Generalmajor Johann Trautmann an seine Stelle berufen, welcher im Gegensatze zu Faber von der Ansicht ausgieng, dass jeder aus dem Unterrichte das für den Officier Nöthige erlernen müsse und keinen Gegenstand auf Kosten eines Lieblingszweiges vernachlässigen dürfe; auch stellte er die gelockerte Disciplin wieder her und änderte das Prüfungsverfahren. Allein Trautmanns Neigung zog ihn zum Truppendienst, weshalb er schon 1832 um seine Entlassung bat und als Nachfolger den Generalmajor Baron Reinisch erhielt, welchen Poten als einen sehr verdienten, aber alten und invaliden Militär schildert, dessen Charakterweichheit an Schwäche streifte, und der mehr auf den Schein als auf reelle Erfolge hielt. Dennoch wurde ein von ihm vorgelegter Reorganisationsplan im Jahre 1837 von Kaiser Ferdinand genehmigt, nach welchem die fähigeren Zöglinge eine höhere Ausbildung erhalten, während die minder Beanlagten nur lernen sollten, was ein brauchbarer Linienofficier wissen müsse.

In diesem Sinne wurde auch unter Reinisch' Nachfolgern vorgegangen, obgleich sich zeigte, dass die Person des jeweiligen Localdirectors einen ganz bestimmten Einfluss auf die Jugend auszuüben imstande war; denn während Generalmajor Martini als Mann der großen Welt elegante Officiere erziehen wollte, die mit den Formen der höchsten Gesellschaft vertraut sein sollten, war Feldmarschall-Lieutenant Baron Lebzeltern (1848—1850) ein Freund der Mathematik und wünschte tüchtige Denker und gediegene Charaktere in der Akademie zu bilden. Übrigens ist

die Zeit seiner Wirksamkeit zu kurz gewesen, um ein Urtheil über ihn zu fällen. Und als am 13. December 1849 die Oberdirection aufgehoben und an ihre Stelle eine Akademie-Direction gesetzt wurde, an deren Spitze Feldmarschall-Lieutenant Baron Alemann trat, wurde auch der von Reinisch eingeführte höhere Curs, der sich nicht bewährt hatte, wieder aufgehoben.

Die Wiener Ingenieur-Akademie blieb auch in diesem Zeitraume ihrem ursprünglichen Programme treu, welches darin bestand, junge Leute dergestalt zu bilden und zu unterrichten, dass mit ihnen die von Zeit zu Zeit bei dem Ingenieurcorps sich ergebenden Erledigungen besetzt werden könnten. Im großen ganzen blieb sich die Einrichtung, wie sie 1808 und 1811 gegeben war, auch nach den Befreiungskriegen ziemlich gleich, und selbst das Wegfallen des Latein als Unterrichtsgegenstandes sowie die Erweiterung und spätere Reducierung um eine Classe mochten am Geiste des Institutes und seiner Ausführung nichts Wesentliches ändern.

In diesen Zeitraum fallen auch die Vorschläge, die Cadetten bei den Regimentern zu Officieren heranzubilden. Von dem Plane, bei jedem Regimente eine Cadettenschule zu gründen, gieng man bald ab, und es sollten laut Befehls des Erzherzogs Karl vom 2. Mai 1808 vier Compagnien, jede zu 124 Cadetten, errichtet werden, deren Zöglinge nach einem dreijährigen Curse als Unterofficiere mit der Anwartschaft auf Fähnrichstellen zu den Regimentern zu kommen hätten. Näheres theilt indes Poten nur von der Olmützer Cadettencompagnie mit, die übrigens schon 1852 aufgelöst wurde, und von der Grazer, welche beide eine Mittelstufe zwischen den Knaben-Erziehungshäusern und den Militär-Akademien bildeten. Den Pionnierschulen wird bei Poten eine sehr interessante eingehende Besprechung gewidmet, der wir hier aus Mangel an Raum nicht folgen können. Komisch berührt die Stelle in der Hausordnung der Anstalt zu Korneuburg vom Jahre 1823, wo es heißt: „Das Waschen geschah nach der Witterung auf den Gängen oder im Zimmer; es erstreckte sich auf Gesicht und Hände, letztere zuweilen mit Seife u. s. f." Im Jahre 1848 wurden 8 Zöglinge des dritten Jahrganges und 1849 der ganze zweite Jahrgang der Tullner Schule vor Beendigung des Curses zu Officieren befördert.

Was die im vorigen Zeitraume entstandenen Regimentsknaben-Erziehungshäuser betrifft, so erhielten sie jetzt eine festere Organisation. Die Kinder traten auch schon mit dem 6. Lebensjahre ein und blieben bis zum 18. Jahre in diesen Anstalten, die in fünf Classen gegliedert waren, deren erste vier die Normal-, die letzte aber die militärische Ausbildung gewährte. Auch damals gab es keine allgemeinen Vorschriften über Mannschaftsschulen; vielmehr wurden diese als eine innere Angelegenheit des Regiments betrachtet. Nur die Artillerie besaß außer dem Bombardiercorps, aus dem die Officiere hervorgiengen, noch Compagnie- und Regimentsschulen. Die ersteren bestanden aus sechs Jahrgängen, von denen die ersten vier zu Oberkanonieren und die beiden letzten zu Vormeistern befähigten. Die Regimentsschulen bildeten die Vormeister in einem zweijährigen Curse zu Unterofficieren aus.

Der vierte Zeitraum reicht von 1848 bis 1859. Inmitten der Umwälzungen, welche das alte Österreich in seinen Grundfesten erschütterten, traten Bestrebungen hervor, deren Ziel vermehrte wissenschaftliche Bildung aller Classen der Heeresangehörigen war. Männer wie Radetzky, sein geistreicher Gehilfe Heß und der General-Artillerie-Director Augustin waren ihre Hauptförderer. Zwar wurden für den Anfang bloß provisorische Maßnahmen getroffen, weil man nur für das augenblickliche Bedürfnis sorgen musste, aber schon mit dem Jahre 1852 schuf man eine durchgreifende Organisation, weil man, wie Poten bemerkt, einsah, dass die vorhandenen Militär-Bildungsanstalten für das Heer, welches, mit dem Lorbeer frisch erkämpfter Siege geschmückt, unter Führung seines jugendlichen Kriegsherrn, des Kaisers Franz Josef, auf den meisten Gebieten soldatischer Thätigkeit neue Bahnen beschritten hatte, nicht mehr genügten. Die meisten Militär-Erziehungsanstalten dienten weniger ihren Bestimmungen als der Versorgung von Söhnen mittelloser Eltern; der Unterricht fußte fast nirgends auf festen Grundlagen, und von einem Zusammenhange zwischen den Lehrplänen der einzelnen Anstalten und einer Einheitlichkeit des gesammten Unterrichtsganges war keine Rede. Das alles bedurfte dringend der Abhilfe, und sie kam durch eine Reform, deren Seele der damalige Major im General-Quartiermeisterstabe Anton Scudier war.

Es wurden nun drei Arten von Militär-Bildungsanstalten in das Auge gefasst. Zuerst die Militär-Untererziehungshäuser, zunächst für Waisen von Militärpersonen bestimmt. Davon wurden 12 mit je 100 Zöglingen in vier Jahrgängen ins Leben gerufen. An sie schlossen sich ebenso viele Militär-Obererziehungshäuser, in welche auch Knaben aus der Privaterziehung aufgenommen wurden; sie waren für je 200 Zöglinge und einen Lehrcurs von gleichfalls vier Jahren berechnet. Von da erfolgte der Übertritt in die Schulcompagnien, in welche übrigens auch Frequentanten aufgenommen werden durften; sie zerfielen in Infanterie-, Cavallerie-, Grenz-, Artillerie-, Genie- und Pionnierschulcompagnien für je 120 (bei der Cavallerie 60) Zöglinge bei einer Ausbildungszeit von zwei Jahren sowie dem Aufnahmsalter zwischen 15 und 18 Jahren.

Die zweite Art von Militär-Lehranstalten diente zur Heranbildung von Officieren, zu welchem Behufe einige Cadetteninstitute mit je 200 Zöglingen in vier Jahrescursen errichtet wurden, von wo aus der Übertritt in die Militär-Akademien stattfand. Hier vertheilten sich die Schüler wieder in vier Jahrgänge, weshalb auch der Lehrplan der Wiener-Neustädter Akademie geändert werden musste, während die Artillerie-Akademie in Olmütz und später in Mährisch-Weißkirchen die frühere Artillerie-Hauptschule ersetzte und einen zweijährigen Cursus besaß, indes die bisherige Wiener Ingenieur-Akademie in eine Genie-Akademie umgewandelt und nach Kloster Bruck bei Znaim verlegt wurde.

Die dritte Art von Militäranstalten endlich sollte besonderen Lehrzwecken, hauptsächlich zur Ergänzung und Vervollständigung der Durchbildung der Officiere dienen. Demnach errichtete man zu Wiener-Neustadt ein Militär-Lehrerinstitut, in welchem taugliche Unterofficiere zu Lehrern

an den militärischen Bildungsanstalten herangezogen wurden. Der Curs dauerte zwei Jahre und war auf 60 Zöglinge berechnet. Dann wurden höhere Curse für Artillerie und Genie und die Kriegsschule ins Leben gerufen, welch letztere bestimmt war, Officiere aller Waffen für höhere Chargen, vorzugsweise aber für den Generalstab und die höhere Adjutantur heranzubilden. Die Bewerber mussten mindestens zwei Jahre als Officiere gedient und das 26. Lebensjahr nicht überschritten haben. „Das Verständnis," sagt Poten, „welches Lehrer und Lernende für die dem Heere ganz fremde Einrichtung, ältere, meist im Kriege erprobte Officiere auf die Schulbank zu setzen, an den Tag legten, machte die Kriegsschule bald beliebt und hochangesehen." Die Vorträge wurden in einem zweijährigen Curse abgehalten. Die Wiedererrichtung einer Pioniercorpsschule und ihre Verlegung nach Tulln sowie die Gründung einer Centralcavallerieschule, die aus dem Equitationsinstitut hervorgieng, ferner die Abhaltung von Truppenschulen kennzeichnen ebenfalls diesen Zeitraum.

Nach dem Kriegsjahre von 1866, mit welchem der fünfte Zeitraum beginnt, bildet vor allem die Schaffung von Officiersaspiranten die einschneidendste Maßregel. Zu Cadetten und Officiersaspiranten konnten junge Leute auch aus bürgerlichem Stande genommen werden, wenn sie das erforderliche Alter erreicht, ein makelloses Vorleben geführt, einen Subsistenzbeitrag nachgewiesen und einer bestimmten Prüfung sich unterzogen hatten. Wegen dieser Bestimmung mussten auch mehrfache Verordnungen in Betreff der Truppenschulen gemacht werden, die wir hier nicht weiter erörtern wollen. Aber auch bei den Militär-Bildungsanstalten kamen Veränderungen vor, die näher ins Auge gefasst werden müssen. Es war kein Zweifel, dass seit 1859 durch Einführung der Scudier'schen Reform unendlich viel geleistet worden war, aber man musste sich doch eingestehen, dass die Entwürfe Scudiers über das Nöthige und Erreichbare hinausgegangen waren, dass die Bildungsanstalten durch ihre klösterliche Abgeschiedenheit und ihr Absperrungssystem eine schlechte Vorbereitung für das künftige Leben bildeten, dass die häufig nur aus ungebildeten Unterofficieren bestehenden Lehrkörper vielfach pädagogisches Geschick und gesellschaftliche Umgangsformen vermissen ließen, dass man zu nachsichtig gegen ungeeignete Zöglinge vorgieng, dass die humanistische Bildung vernachlässigt wurde, und endlich dass besonders das Bauwesen allzu große, ungerechtfertigte Summen verschlungen hatte.

Wie sich an die Reform von 1852 der Name Scudier knüpft, so schließen sich an den Plan von 1866 die Namen Kuhn und Pechmann.

Ersterer war ein allgemein und fachwissenschaftlich hochgebildeter Mann, ein Freund der classischen Studien und stets in inniger Verbindung mit dem als Pädagogen rühmlichst bekannten Landesschulinspector Auspitz, der zweite ein vorzüglicher Mathematiker und Geodätiker. Beide stellten gemeinschaftlich als leitende Grundsätze auf: Verminderung der Kosten, Ersatz der Unterofficiers-Erziehungsanstalten durch Truppenschulen; Belassung der Bewerber für die höheren Anstalten in elterlicher Obhut bis zum vollendeten 14. Lebensjahre unter Gewährung von Stipendien; Pflege der humanistischen Bildung in den Officiers-Erziehungsanstalten bei

engerem Anschlusse der letzteren an die bürgerlichen Staatsanstalten; Verwendung geprüfter Lehrer in den Militär-Bildungsanstalten; Erziehung durch geeignete Officiere. Dadurch hoffte man die Fehler des früheren Systems zu beseitigen, und man traf für die neue Organisation vorbereitende Anordnungen.

Die Militär-Bildungsanstalten zerfielen in Erziehungs- und in Fachbildungsanstalten. Zu den ersteren gehörte die militärtechnische Schule, welche 1869 zu Mährisch-Weißkirchen errichtet wurde und für die technische Militär-Akademie oder die Artilleriecadettenschule vorbereiten sollte. Als Aufnahmsbedingung wurde die absolvierte Unterrealschule oder das absolvierte Untergymnasium gefordert, da der Lehrplan mit dem Plane der Oberrealschule übereinstimmte. Als Vorbereitung diente das Obererziehungshaus zu Güns. Zu St. Pölten war ein Militärcollegium gegründet worden, welches bezüglich des Lehrplanes mit der 5. und 6. Gymnasialclasse übereinstimmt. Aus ihr traten die Zöglinge in die Wiener-Neustädter Militär-Akademie ein, welche neben tüchtiger soldatischer Vorbereitung jenes Maß allgemeiner Bildung gewähren sollte, das man auch an höheren Staatsschulen zu erwerben Gelegenheit hatte. Daher fanden hier die bedeutendsten Änderungen im Lehrplane statt, die sich freilich nicht alle als ersprießlich erwiesen und namentlich eine Lockerung der Disciplin zur Folge hatten. Aus der Weißkirchener Schule wurden die Schüler meist an die technische Militär-Akademie in Wien gewiesen, die aus der Vereinigung der Artillerie- und Genie-Akademie entstanden war. Als Fachbildungsanstalten dienten der höhere Artillerie- und Geniecurs, der Vorbereitungscurs für die Stabsofficiersaspiranten der Artillerie sowie die Kriegsschule, die als Hochschule für die ganze Armee und nicht mehr ausschließlich wie bisher als Pflanzschule für den Generalstab gelten sollte. Endlich wurden noch ein Central-Infanterie- und ein Central-Cavalleriecurs ins Leben gerufen. Der erstere sollte den Hauptleuten Gelegenheit zum Erwerbe der Eignung zur Beförderung geben, der letztere noch überdies Lehrer für die Brigade-Officiersschulen bilden.

Ebenso bedeutsam waren in diesem Zeitraum die Neuerungen, die bei den Truppenschulen eingeführt wurden, von denen wir insbesondere die Mannschaftsschulen hervorheben wollen, deren Zweck die Belehrung des Soldaten über alle Kenntnisse ist, die ihm in den verschiedenen Verwendungen und Chargengraden nöthig sind: „Es sollen die Verstandes- und Urtheilskräfte des einzelnen angeregt, geschärft und dahin gelenkt werden, dass er in allen und auch unerwarteten Lagen mit Besonnenheit und selbstbewusster Sicherheit zu handeln vermag.“ Außerdem soll das moralische Element gepflegt werden. Die Leitung dieser Schulen ist den Truppencommandanten überlassen, aber zur Herstellung der möglichsten Gleichartigkeit wurden Instructionen erlassen, in welchen insbesondere das gedankenlose Auswendiglernen und die Aneignung eines mechanischen Gedankenkrams ausgeschlossen blieben. Außer diesen Mannschaftsschulen werden unter dem Ausdruck „Truppenschulen“ noch Vorbereitungs- und Cadetten-, Unterofficiers-, Unterofficier-Bildungs-, Manipulations-, Einjährig-Freiwilligenschulen und Schulen für besondere Ausbildungszweige verstanden.

Was die Einjährig-Freiwilligen betrifft, so fanden sie durch das Gesetz vom 5. December 1868 über die allgemeine Wehrpflicht den Eingang in die Armee. Der militärische Zweck dieser Einrichtung war, gebildete Wehrpflichtige, die den Wehrstand nicht zum Lebensberufe machen wollten, zu brauchbaren Reserve-Officieren heranzubilden, die im Kriegsfalle den Mehrbedarf an Officieren decken sollten. Poten, obgleich selbst preußischer Militär, gibt zu, dass in Österreich für die „wissenschaftliche Seite der Ausbildung“ von vorneherein eine weit größere Fürsorge aufgewandt wurde als in Preußen: „Es wurde ein viel umfassenderer und eingehenderer Unterricht ertheilt und die Beförderung mehr als dort von den Erfolgen dieses Unterrichtes abhängig gemacht.“ Absolviertes Obergymnasium oder absolvierte Oberrealschule bildeten die Bedingung zur Aufnahme. Endlich wurden auch Landwehr-Officiersaspirantenschulen ins Leben gerufen, um den nöthigen Officiersersatz durch stufenweises Avancement bei der Landwehr selbst zu ermöglichen und auf die hiefür vorgeschriebene Prüfung vorzubereiten.

Die Arbeiten dieses Zeitraumes waren riesige und, wie es schon die allgemeine Wehrpflicht bedingen musste, auch vollständig umgestaltende. Aber bald zeigten sich in der etwas zu ideal angelegten Organisation große Mängel, und man begann mit dem „Pechmann'schen System“ unzufrieden zu werden. Der Grundsatz, die Jugend so lange als möglich in häuslicher Erziehung zu belassen und statt der ehemaligen Erziehungshäuser Stipendien einzuführen, wurde am meisten angefochten, denn der geistige Standpunkt der aus der nämlichen Classe von Schulen der verschiedenen Länder hervorgehenden Zöglinge war sehr ungleich und demnach später ein Weiterbauen fast unausführbar; dann schadete die Erweiterung der Lehrpläne der Gründlichkeit des Unterrichtes. Die Cadettenschulen sollten ihren Lehrstoff in weit kürzerer Zeit bewältigen als die bürgerlichen Schulen und mussten noch überdies fachwissenschaftliche Gegenstände cultivieren; der Unterricht war daher oberflächlich und der Zögling doch überbürdet, zudem die Classificationsvorschrift keine glückliche. Grund genug, dass man nach Kuhns und Pechmanns Rücktritte durch eine geänderte Instruction eine Verbesserung herbeizuführen gedachte und unter General der Cavallerie Baron Koller, sodann unter Feldmarschall-Lieutenant Graf Bylandt-Rheidt eine Organisation ausarbeitete, deren Hauptsache darin besteht, dass die Ausbildung der Officiere jeder Waffengattung auf dem Lehrplan der Realschule basiert, dass Vorbereitungsschulen wieder einzuführen sind und der Lehrplan der militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalten mit dem der öffentlichen Schulen insoweit übereinstimmen muss, dass vorzeitig austretende Zöglinge ihre Studien an den letzteren fortsetzen können.

Diesen Zeitraum schildert Poten eingehend und vergleichend, wodurch einerseits die Unterschiede klar gemacht, anderseits das Fortbestehende und Anknüpfende vor Augen gestellt werden. Die Fülle des hier Gebotenen ist so groß und der Zusammenhang so trefflich eingehalten, dass man einzelnes nicht hervorheben kann, ohne das Ganze zu zerreißen, und dass man den Leser nur auf die Lectüre ganz besonders

hinweisen muss. Ebendies gilt auch von den einzelnen Fachschulen, von denen insbesondere der Kriegsschule sowie dem Stabsofficierscurse größere Besprechungen gewidmet sind. Bei den Truppenschulen wird auch des Militär-Knabenpensionates zu Sarajevo ausführlich gedacht, einer Erziehungsanstalt, deren Bestimmung es ist, Knaben aus den besseren Familien der bosnisch-hercegovinischen Bevölkerung für den Eintritt in die Cadettenschulen vorzubereiten.

Mit den durch das Wehrgesetz vom 11. April 1889 hervorgerufenen Veränderungen in Bezug auf die Einjährig-Freiwilligen und mit einer detaillierten Darstellung der Unterrichtseinrichtungen für die k. k. Landwehr schließt das Werk, welches durch die Gediegenheit der Arbeit, durch den Fleiß der Sammlung und die lichtvolle Ausführung den Leser fesselt und den Beweis liefert, dass von Seite der Behörden mit der sorgfältigsten Unermüdlichkeit stets auf jene Verbesserungen im Unterrichtswesen des österreichisch-ungarischen Heeres Bedacht genommen wird, die eine Bürgschaft für die Tüchtigkeit der Armee und ihrer Officiere gewähren.

Wien.

Karl Werner.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Ein Malerwerk.

Von Hermann Rollett.

Baden bei Wien.

Im Dörflein an der alten Linde
Die junge Mutter wonnig sitzt,
Schaut selig nieder zu dem Kinde,
Aus dessen Aug' es leuchtend blitzt;
Ihr Haupt ist noch vom Hauch umflossen,
Der sonst nur Jungfrau'n schmückt so hold,
Und übers Kind ist ausgegossen
Des hellsten Lebenslichtes Gold.

Nicht ferne weilt, verborgen schauend,
Ein Sinnender, geweiht der Kunst,
Er fasst dies Bild, in Ruh' vertrauend
Auf seines guten Geistes Gunst;
Und bald auch drängt's ihn, still zu gehen,
Gestaltend, an die Staffelei,
Er lässt, was er geschaut, erstehen —
Ihm hilft der Hoheit Geist dabei.

Ein lieblich Angesicht erblühet
Den sichern Zügen seiner Hand,
Das unnennbare Lieb' durchglühet,
Doch Lebensernst auch tief empfand;
Ein Knäblein zaubert er, entzückend,
In heilig reinen Mutterschoß,
Es mit der ganzen Fülle schmückend,
Die einst ins All blickt weit und groß.

Und als das Bild dann in der Halle
Der Kunst war leuchtend aufgestellt,
Da standen, die nun kamen, alle
Davor, von hehrem Licht umhellt,
Und alles rief in lautem Drange —
Man konnte kaum vom Bilde gehn —:
Ein solch Marienbild hat lange,
Schon lange nicht die Welt gesehn!

Unverständnis.

Von Demselben.

Du befragst mich, Kind,
Was mich so tief ergreift,
Wenn der Abendwind
Leise die Blätter streift?
Wer so fragt, weiß nicht,
Was in den Lüften lebt,
Was im Hauche spricht,
Der um die Welten schwebt.

Du befragst mich, Herz,
Was mich so hoch beglückt,
Wenn sich himmelwärts
Schwinget mein Aug' entrückt?
Wer so fragt, weiß nicht,
Was aus den Sternen strahlt,
Nichts vom ew'gen Licht,
Nichts von der Lieb' Gewalt.

Du befragst mich, Blüt',
Leuchtend in Duft und Glanz,
Was mich so durchglüht,
Sink' in Dein Aug' ich ganz?
Wer so fragt, weiß nicht,
Was für ein Zauber schmückt
Manches Angesicht —
Frag' nicht, und küss entzückt!

Bei Crécy.

(1346.)

Von Ottokar Stauf von der March.

Wien.

Bei Crécy war's, im Mayetthal,
Als durch die schweren Regenwolk'
Die Sonne brach mit einemmal
Und blendete der Franzen Volk.

Sie standen nun seit Tag und Jahr
Gen Englands Macht im Schlachtenfeld,
Die hergeführt ein Leuenpaar,
Fürst Edward und sein junger Held.

Die Sonne stach durchs Helmgewölb'
Und röstete die Saat zur Stell',
Das Menschenkorn, so reif und gelb,
Fiel vor den rüst'gen Mähdern schnell.

Der Probeschnitt war abgethan,
Die Mähder schritten jubelnd vor,
Nun kam das zweite Treffen dran,
Ein auserlesen Rittercorps.

Ha Montjoye! Ha Saint Denis!
Die Silberschildner — Frankreichs Ruhm —
Beim zweiten Anprall wenden sie
Zur Flucht die wiehernden Hengste um.

Und übers Fußvolk drauf und dran
Hinprasselt jach die Reiterturm'
Und wüthet auf dem Heideplan
Wie kaum ein schwerer Hagelsturm.

Und Schreck ergreift der Franzen Heer,
So kampfesstolz und unverzagt,
Jetzt denkt zu fechten keiner mehr,
Ums Leben gilt die tolle Jagd.

Der blinde König Johann stand
Im letzten Treffen, lauschend still,
Und sprach, zur Seit' herumgewandt:
„Erklärt, was dies besagen will!

Die beiden Heere liegen sich
Schon in den Haaren — ma foi!
Doch dünkt es mich verwunderlich,
Das Traben kommt doch gar zu nah."

„Ach Herr,“ so sprach ein Ritter drauf,
„Verloren ist für uns der Tag,
Der schwarze Prinz in wildem Lauf
Der Silberschildner Reih' durchbrach!

Das Fußvolk ward zum Grund gestampft,
Der König selbst das Weite sucht,
Von Franzenblut die Erde dampft,
Es bleibt uns übrig nur die Flucht!“

„Was? Flucht?“ schrie da der greise Herr.
„Und Du, Du willst ein Ritter sein?
Zu flüchten räth Dein Weibsgeplärr
Dem Luxemburg? Gotts Tod und Pein!

Ha, das zu sühnen, führe Du
Ins hitzigste Gewühl mich hin,
Nicht heiß' es, dass in feiger Ruh'
Den Strohtod ich gestorben bin!“

So sprach der blinde Heldengreis
Und riss sein Schwert heraus im Zorn,
In Scham erglüht der Ritterkreis
Und drängte ungestüm nach vorn.

„Wer führt mein Ross?“ der Blinde frug.
„Hans Münch aus Basels Hochgeschlecht!“
„Der sich bei Laupen schmählich schlug?
Du bist zu flüchten auch der Recht'!

Dort liefst Du wie ein Gemsenbock,
Doch hier, mein schöner Edelmann,
Hier halt' ich Dich beim Wappenrock
So lang, als meine Faust es kann!

Auf in den Kampf, Ihr Herr'n zugleich,
Nicht prahlen soll der schwarze Prinz,
Dass er mit halbem Schwertesstreich
Erkämpft die herrliche Provinz!“

Und klirrend preschte durch die Heid'
Der Schwarm mit hellem „Pour la France!“
Jedoch vorauf dem Schlachtgejaid
Der Böhme war und Ritter Hans.

Nicht lang, so stießen sie zusamm',
Streitäxte, Schwerter dröhnten wild,
Und knisternd zuckte Flamm' um Flamm'
Aus Panzerhemd und Wappenschild.

Zehn Briten schlug der König todt,
Da traf ein Wurfspeer seine Brust
Und färbte Ross und Reiter roth,
Und ewig aus war Schmerz und Lust.

Und als Herr Münch das scheuende Pferd
Mitsammt dem Leichnam bergen wollt',
Hat ihn zur blutbesprengten Erd'
Ein kentischer Bolz herabgeholt.

So starb der Böhmen Herr, Johann
Von Lützelburg, auf Crécys Feld,
Des Name lange noch in Bann
Gehalten jene stolze Welt.

Des Tapfern Helmgeschmeid [1]) jedoch
Mit seinem Wahlspruch, schlicht und mild, [2])
Es leuchtet hell bis heute noch
In Englands stolzem Wappenschild.

Abu Nowas.

(900.)

Von Demselben.

Abu Nowas war gestorben, und des Dichters Seele trat
Sinnend vor des Edens Pforte, wo sie still um Einlass bat.
„Sei gegrüßt, o Lebenspilger!" sprach der hohe Engel mild,
Ariel, der Fürst der Geister, der am Thor die Wache hielt.

„Komm und ruh' vom steten Müh'al, von der schweren Erdenpein,
Sieh, es warten, theurer Bruder, sehnend schon die Houris Dein;
Doch bevor Du fröhlich schreitest in der Sel'gen selig Land,
Sage mir, wie man dort unten in dem Jammer Dich genannt!"

Tief erbebte da die Seele, und mit Müh' hervor sie stieß
Dieses Wort voll Todesschrecken: „Abu Nowas einst ich hieß!"
Und der Engel fuhr zurück da wie ein Wand'rer, der geträumt,
Und vor dem sich zischend, züngelnd eine Viper jählings bäumt.

„Abu Nowas," rief er, und voll Trauer seine Stimme klang,
„Dir dem Sünder, wie er selten einem Mutterschoß entsprang,
Dir alleinzig muss ich weigern Einlass in des Edens Licht,
Das mit seinem Gnadenstrahle Sündenreine nur umflicht!"

---

[1]) Drei Straußenfedern.

[2]) „Ich dien'!"

Und er wandte sich zur Pforte langsam hin und weinte still,
Aus des Engels Thränen sprosste auf die Blume Asphodill;
Abu Nowas' Seele sah ihm bange, schmerzlich seufzend nach,
Und mit tief ergriff'ner Stimme zu dem Geist sie also sprach:

„Unten auf der Erde wohnen eitel Laster, Hass und Neid,
Dass kein Raum verbleibt der Tugend, keiner der Barmherzigkeit,
Ich auch war ein Mensch wie alle, trug der Reue här'nes Hemd,
Dehnte mich im Arm der Lüste — nur das Heucheln blieb mir fremd.

In Askesis und in Mystik schickt' mein Herz sich nimmermehr,
Und das inhaltsleere Murmeln wurde meiner Zunge schwer;
Fröhlich flog ich wie ein Falter durch das morsche Erdenhaus,
Darum schrien die Glaubensbrüder mich als schlimmsten Sünder aus.

Wohl, ich habe viel gesündigt in dem heißen Lebensstreit,
Doch tief innen blieb die Seele rein und lauter allezeit;
O, verdamm' mich nicht, Du Hehrer, können Blumen denn dafür,
Wenn durch ihres Kelches Blätter kroch ein giftegeifernd Thier?

Siehe, sie verkünden trotzdem höchstes Walten wunderbar,
Schau'n Dich an mit Silberaugen, unschuldsvoll und sternenklar,
Auf smaragd'nen Thronen ruhend als ein glänzendes Gesetz:
Gott ist ewig nur der eine und ist ohnegleichen stets!

Dieses großen Gottes Hände sind die Liebe, das Verzeihn,
Können aber solche Gnaden denen frommen, welche rein?
Einzig nur der Sündenvolle, Ird'sche braucht Vergebung, traun!
Möge drum der Welt Gebieter gnädig auf mich niederschau'n!"

Seufzend schwieg des Dichters Seele, doch der Engel voller Lust
Rief, die Arme weithin breitend: „Bruder, komm an meine Brust,
Trotz der Sünde einzig richtig unsern Gott begriffest Du!"
Und sie küssten sich und schritten treu vereint der Pforte zu.

Romantik.

Von A. Berg.

Leoben.

Um zu bessern, abzuschrecken,
Ward die Kunst Euch nicht gegeben,
Nein, verklärend und versöhnend
Hält sie uns empor im Leben.

Heute will man, dass sie Wahrheit
Und Natur in sich vereine,
Hält das Wirkliche für Wahres,
Für natürlich das Gemeine.

Fort mit Euch, Ihr Spottgeburten,
Lasst mich in die Ferne dringen,
Und von dem, was einst gewesen,
Lasst mich träumen, lasst mich singen!

Lasst mich schweifen durch die Erde,
Lasst mich fliehn durch manch Jahrhundert,
Da man noch in frommem Glauben
Manches Märchen fromm bewundert.

Da noch holde Fabelwesen
Zu den armen Menschenkindern
Niederstiegen, hoffnungspendend,
Um der Erde Schmerz zu lindern.

Da die kluge Welt noch nimmer,
Alle Räthsel kühn zu lösen,
Gott von seinem Thron gestoßen
Und davongejagt den Bösen.

Heit're Welt des holden Scheines,
Du vermagst allein zu geben
Jenes Glück, das rasch verschwindet,
Wenn es Abend wird im Leben!

❦

Lichtmess.

Von Johann Peter.

Großmeiseldorf bei Wien.

Ein Vöglein hört' ich singen,
Als weiß die Erd' noch war,
Da gieng ein süßes Klingen
Durchs Herz mir wunderbar.

Denn aufwärts geht es wieder
Zum Licht, zum Licht, zum Licht,
O klinget, Jubellieder,
Der Frühling ist in Sicht!

Die Nebel müssen weichen
Dem gold'nen Sonnenschein,
Und wonnig sondergleichen
Wird alles wieder sein.

Wenn auch noch Stürme tosen:
O Herz, verzage nicht,
Bald schaust Du wieder Rosen —
Der Frühling ist in Sicht!

Spruch.

Von Caspar Speckbacher.

Obermieming in Tirol.

Freu' Dich, so oft Du vernimmst, dass ein Böser sich endlich gebessert,
Freue Dich nimmer, wenn sich auch ein Gerechter vergieng!

Der verlorene Ring.

Eine Erzählung aus den Tiroler Bergen.

Von J. C. Maurer.

Hall in Tirol.

Es war am Allerseelentage. Trüb und grau sah der Abendhimmel auf das Dörflein Brixlegg im Unterinnthal herab, und ein eisiger Wind strich im Friedhof über die Gräber, deren Kreuze und Hügel heute gar mannigfach mit Blumen, Bändern und Kränzen geschmückt waren. Auf einem dieser Gräber, nahe der Kirchhofmauer, kniete noch spät abends eine einsame Beterin in dunklem Trauergewand und das Haupt mit dem kleidsamen Unterländer Hütlein bedeckt, unter dessen breitem Rand ihre üppigen braunen Haarflechten schwellend hervordrangen. Lange, lange hatte sie dort verweilt, wie es schien, in tiefes Nachsinnen versunken, endlich erhob sie sich und schickte sich zum Weggehen an.

„Herr, gib ihr die ewige Ruhe!" sagte sie, indem sie noch einmal mit einem grünen Buchsreislein Weihwasser auf das Grab sprengte, dann wandte sie sich zum Gehen.

Mittlerweile war ein junger stämmiger Bursche durch das eiserne Gitterchen in den Friedhof hereingetreten und schritt, als er das Mädchen erblickte, rasch auf dasselbe zu.

„Marie!" sprach er halblaut, als er ihr nahe gekommen, und streckte ihr beide Hände entgegen.

Die Angeredete schrak zusammen und wandte sich nach ihm um.

„Du bist es, Max!“ entgegnete sie, sichtlich erfreut, und ergriff seine dargebotene Rechte. „Grüß' Dich Gott! Das ist schön, dass Du wieder hier bist.“

„Ja, morgen sind's acht Tage,“ versetzte der andere darauf. „Ich wär' wohl gerne längst zu Dir gekommen, Marie, doch die Arbeit, von der mich der Vetter nicht wegließ, hat mich daheim festgehalten, und Du weißt, die Schlossmühle ist gar weit vom Dorf entlegen.“

„Und Du bleibst jetzt hier?“ unterbrach ihn das Mädchen.

„Ei freilich!“ meinte er. „Meine Zeit beim Militär ist zwar noch nicht um, denn acht Jahre dauern lange, aber der Vetter hat mich frei bekommen und will mir die Schlossmühle übergeben. Darum muss ich morgen nochmals nach Innsbruck fahren, bei Gericht und Notar die Sache in Ordnung zu bringen. In ein paar Tagen komme ich wieder. — Aber Du bist so traurig, Kind, was fehlt Dir?“ forschte er und sah das Mädchen befremdet an.

„Wie sollt' ich nicht traurig sein!“ gab sie zur Antwort. „Es ist heute Allerseelen, da bin ich auf das Grab meiner Mutter gegangen, um zu beten, und wie ich so einsam in der Dämmerung gekniet bin, da ist mir alles wieder in den Sinn gekommen, wie's einst gewesen, und wie in diesem letzten Jahre alles so ganz, ganz anders geworden. Erst ist der Vater durch einen Sprengschuss im Silberberg droben verunglückt, dann hat mir Gott die Mutter nach kurzer Krankheit weggenommen, und so bin ich jetzt ganz allein und verlassen — eine arme Waise. Nur die Grete, die alte Magd, an die Du Dich vielleicht noch erinnerst, wohnt bei mir im kleinen Häuschen, das mir geblieben, und versieht unsere Wirtschaft, während ich auf Stören gehe oder daheim für fremde Leute nähe, um mir mein Brot zu verdienen. O, mir ist oft recht schwer ums Herz!“

Das Mädchen seufzte und schwieg. Eine tiefe Stille herrschte rings auf dem einsamen Friedhof, die nur zuweilen durch das leise Rauschen der Todtenkränze im Nachtwind unterbrochen wurde.

„Sei nicht verzagt, Marie,“ begann endlich der Bursche wieder, „ich, Dein Max, bin jetzt bei Dir! Oder weißt Du's nicht mehr, was wir uns vor drei Jahren, da ich zu den Soldaten fort musste, versprochen haben? Damals habe ich Dir das silberne Ringlein an Deinem Finger gegeben.“

„Ja, das hast Du mir gegeben,“ sagte das Mädchen, mit verklärtem Blick zu ihm aufschauend, „und meinen Schwur hab' ich gehalten, so wahr dies Ringlein nie von meinem Finger gekommen.“

„Und Du hast mich noch immer so lieb wie damals?“ fragte er schwärmerisch.

„Wie damals und immer!“ war ihre Antwort.

„Und wenn ich Dich nun im Frühling als Braut heimführen will?“

Die Angeredete schien erschrocken und sah bestürzt vor sich nieder.

„Treib keinen Scherz mit mir, Max,“ sprach sie, „ich bin nur ein armes Dirndl, das Kind eines Bergknappen — und Dein Vetter,

der stolze Schlossmüller von Mahren, würde es nie zugeben, dass ich Dein Weib werd'!"

„Was kann mir mein Vetter verwehren, wenn ich erst Herr auf der Mühle bin?" versetzte er unmuthig.

„Du weißt, es hat immer eine alte Feindschaft zwischen dem Schlossmüller Reinhold und meinen Eltern bestanden, deren Ursache ich nie erfahren konnte. Besonders schien die Mutter ihm abgeneigt und wusste es stets zu verhindern, wenn der Vater eine Versöhnung herbeiführen wollte."

„Dies weiß ich allerdings und kenne ebensowenig wie Du eine Ursache," unterbrach sie der Jüngling. „Doch warum sollte mein Vetter den Hass gegen die Eltern auch auf das Kind übertragen? Er liebt mich wie einen Sohn, und so wird er auch sein Vorurtheil, wenn ein solches bestehen sollte, gerne zum Opfer bringen, sobald es sich um mein Glück handelt."

„Wohl Dir und mir, wenn Dich Deine Hoffnung nicht täuscht!" gab das Mädchen zweifelnd zur Antwort. „Komme indessen was immer, mein Herz bleibt Dein Eigen."

Mit diesen Worten lehnte sie das Köpfchen an seine Schulter; der Mond, der jetzt auf kurze Zeit aus dem zerrissenen Nebelgewölk hervortrat, warf seinen Schimmer auf die beiden. In diesem Augenblicke schlug es auf dem Kirchthurme sieben Uhr.

„Es ist spät, wir müssen scheiden," bemerkte Marie, sich von dem Geliebten losreißend. „Die Grete möchte um mich besorgt sein, wenn ich zu lange ausbliebe."

Hand in Hand verließen sie den Friedhof. Draußen vor dem Gitterchen trennten sie sich. Max gieng nach der Schlossmühle zu, das Mädchen hingegen schlug einen Feldweg ein, um möglichst ungesehen nach ihrem Häuschen am anderen Ende des Dorfes zu gelangen.

Kaum hatten sie sich entfernt, tauchte unweit der Stelle, wo sie gestanden, zwischen den Gräbern eine schwarze Gestalt auf und huschte der Mauer entlang dem Ausgange zu. Es war ein langer, hagerer Mann, in einen Wettermantel eingehüllt, mit einem breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. Geräuschlos ließ er das Gitterchen hinter sich ins Schloss fallen und stürmte mit wenigen Sätzen den Rasenhügel hinab, auf dem die Kirche mit dem Friedhof lag. Unten angekommen, stand er stille. Dort rechts führte ein Weg, zu beiden Seiten mit Haselbüschen bewachsen, aufs offene Feld und lenkte draußen gegen die untere Gasse des Dorfes ab. Diesen hatte Marie eingeschlagen. Jetzt hob sich ihre schlanke Gestalt im Mondlicht dunkel vom Erdboden ab, während sie eben an einer buschfreien Stelle vorüberschritt.

„Dort geht sie," sagte der Spähende zu sich selbst. „Dort draußen unter der Linde steht die Feldkapelle, an der sie vorbei muss. Wenn ich mich tummle, kann ich ihr noch zuvorkommen und ihr den Weg abschneiden. Das dachte sie wohl nicht, dass einer, der zufällig über den Friedhof gieng, ihr leises Flüstern gehört und sich zwischen den Gräbern leise herangeschlichen habe, um zu lauschen. Ha! ha!"

Ein boshaftes Lachen unterdrückend, eilte er, ohne sich umzusehen, in gerader Richtung feldeinwärts.

Indessen war das Mädchen bei der erwähnten kleinen Kapelle, über die eine Linde ihre Äste breitete, angekommen. Da hörte sie plötzlich mit rauher Stimme ihren Namen rufen, und ein Mann trat aus dem nächtlichen Schatten hervor. Erschrocken hemmte sie ihren Schritt.

„Was willst Du hier, Veri?" sagte sie, den Unwillkommenen anstarrend. „Was unterstehst Du Dich, mir den Weg zu vertreten und mich aufzuhalten? Ich glaub', wir haben nichts zu schaffen miteinander, darum lass mich in Frieden heimgehen!"

Mit diesen Worten wollte sie an ihm vorüber. Der Angeredete hingegen wich nicht von der Stelle.

„Oho, schönes Jungferchen," sprach er höhnisch, „nur nicht so eilig, wollt' nur ein wenig plaudern mit Dir und wieder einmal anfragen, wie's mit unserer Heirat steht! Hast Du Dich noch nicht anders besonnen?"

Ein grimmiger Hohn lag in seinen Worten. Marie fuhr erzürnt auf:

„Was braucht's da, sich lange zu besinnen? Hab' ich Dir's nicht vor Jahr und Tag schon gesagt, dass ich nicht daran denk' zu heiraten und am allerwenigsten so einen Lumpen, wie Du bist?"

Veri sah die Redende finster an.

„Wie, einen Lumpen nennst Du mich?" kreischte er. „Und wenn ich's bin, wer ist die Schuld als Du? Heirate mich, und ich will ein anderer Mensch werden! Wenn mein Vater, der reiche Krämer, stirbt, bin ich sein Erbe, und dann —"

„Wirst Du noch der ärgere Lotterkerl werden, als Du jetzt schon bist," unterbrach ihn Marie verächtlich. „Schon als Bub bist immer ein Nichtsnutz gewesen, und später hast weder daheim bei Deinem Vater noch in der Fremde gutgethan, so dass Dich jeder Lehrherr davongejagt hat, und so bist endlich wiedergekommen als ein arbeitsscheuer Taugenichts, der nur seinen Eltern zur Schand' ist und mit lockeren Gesellen im Wirtshaus dem lieben Herrgott den Tag stiehlt. Und den — den meinst, soll ich heiraten?"

„Vielleicht wärst Du noch froh um den Taugenichts," bemerkte der Bursche höhnisch, „wenn Dich ein anderer sitzen lässt."

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Hm, ich wüsst' wahrlich nicht, wer der sein sollt'!"

„Ei, verstell' Dich nur nicht, Dirndl!" fuhr jener im früheren Tone fort. „Weißt Du's etwa nicht mehr, wer Dir vor drei Jahren hier an Deinem Finger diesen Ring gegeben? Gelt, und der ist jetzt wieder heimkommen, und darum ist Dir der Veri zu schlecht? Aber wart', Du sollst es büßen — zittern sollst Du vor mir, wenn ich einmal Gelegenheit find', Dir den Schimpf, den Du mir angethan, zu vergelten!"

Hochaufgerichtet, mit blitzenden Augen, voll Wuth und Leidenschaft, stand er bei diesen Worten vor ihr und streckte beide Arme aus, um

ihr zwischen dem Gebüsche zu beiden Seiten den Weg zu versperren. Die Bedrängte hingegen ließ sich dadurch nicht einschüchtern.

„Geh, und lass mich!“ sagte sie entschlossen. „Oder bei Gott, Du sollst meinen Grimm fühlen!“

Dabei fasste sie ihn am Arme und suchte ihn beiseite zu stoßen. Der junge Mann jedoch als der Stärkere hatte im selben Moment ihren Leib umschlungen und hielt sie fest.

„Haha!“ lachte er wild auf. „Nein, jetzt erst recht nicht! So schön warst Du noch niemals wie jetzt in Deinem Zorn! Komm, lass Dich küssen, Schatz!“

Ein kurzes Ringen trat ein. Während desselben war es dem Mädchen gelungen, ihm das Messer, das er nach Landessitte in der Seitentasche zu tragen pflegte, aus der Scheide zu ziehen.

„Versuch's, und Du bist des Todes!“ rief sie, sich mit Riesenkraft von ihm loswindend, während zugleich die Klinge in ihrer Hand blitzte

Veri taumelte erschrocken zurück.

„Ha, Teufel von einem Weib!“ knirschte er, sie loslassend. „Doch wart', Du sollst noch an mich denken!“

Dabei warf er der Geretteten einen vernichtenden Blick zu. Diese jedoch ließ das Messer zur Erde fallen und flog eilig davon. Stumm und unbeweglich starrte er ihr nach, bis sie verschwunden war, dann erst hob er sein Messer auf. Da, während er sich bückte, fiel sein Blick plötzlich auf etwas Glänzendes.

„Ha, was ist das?“ sprach er, und ein unheimliches Feuer leuchtete aus seinem boshaften Blick. „Triumph! Der Fund ist nicht mit Gold zu bezahlen.“

Vorsichtig nach allen Seiten umsehend, langte er danach und verbarg den anscheinend winzigen Gegenstand hastig in seiner Westentasche. Dann trollte er sich schleunigst davon.

Mittlerweile war Marie zuhause angekommen und sank athemlos auf einen Stuhl in dem kleinen Stübchen nieder.

„Um Gotteswillen, Kind, was ist Dir?“ redete Grete die Erschöpfte an. „Wie siehst Du aus — Du zitterst — was ist Dir geschehen?“

„O nichts, nichts — der Veri — ich will Dir alles erzählen — nur jetzt lass mich!“ erwiderte die Gefragte.

Dabei stützte sie tief aufathmend den Arm auf den Tisch und lehnte das Haupt darauf. In dieser Stellung fiel zufällig ihr Blick auf ihre Hand.

„Gott im Himmel, mein Ring!“ rief sie plötzlich aufspringend mit schreckensbleichem Antlitz. „Ich hab' ihn verloren!“

Grete schüttelte betroffen den Kopf.

„Dein Brautring? — Jesus Maria, das bedeutet Unglück!“ bemerkte sie.

„Fort, hinaus,“ erwiderte darauf das Mädchen hastig, „wir müssen ihn suchen! An der Kapelle trug ich ihn noch am Finger; von dort bis hierher muss ich ihn in der Verwirrung abgestreift haben.“

Damit wollte sie aus dem Zimmer. Die Alte jedoch hielt sie zurück.

„Bleib, Kind," sprach sie, „es würde Dir doch nichts nützen, die Nacht ist dunkel, und das Licht der Laterne würde nur Aufsehen erregen! Morgen aber mit dem früheſten wollen wir Dein Ringlein suchen gehen, und ich hoffe, dass wir es finden."

Als der nächste Morgen graute und die beiden sich aufmachten, lag der erste Schnee auf den Feldern, der Ring jedoch war nicht mehr zu finden.

❦

Nahezu zehn Tage waren seit diesen Ereignissen vergangen. Ein unfreundlicher Novemberabend hüllte Berg und Thal in seinen feuchten Nebel, und der Wind peitschte den Regen, mit Schneeflocken vermischt, auf die Landschaft nieder.

In dem Dorfwirtshause zum Schwarzen Adler war es, obgleich erst neun Uhr, bereits stille geworden. Die Bauern welche dort gewöhnlich ihren Abendschoppen zu trinken pflegten, waren als ehrsame Hausväter längst heimgegangen, und nur des Krämers Veri saß noch als letzter Zecher unter dem Crucifix in der Stubenecke und leerte Glas um Glas, während ihm der Wirt Gesellschaft leistete. Ein Bündel Karten lag zwischen beiden durcheinander geworfen auf dem Tisch, ein Zeichen, dass das Spiel eben geendet hatte, und die verdrießliche Miene des Hausherrn verrieth nur allzu deutlich, dass derselbe nicht der Gewinnende gewesen war. Dies mochte wohl auch Ursache sein, dass das Gespräch nicht mehr recht fort wollte und nicht selten eine Pause eintrat, die bald durch das Toben des Windes draußen, bald durch das einförmige Ticken der alten Wanduhr unterbrochen wurde. Da auf einmal öffnete sich die Stubenthür, und Max im Lodenmantel, eine große Ledertasche umgehängt, schritt herein.

„Ei, seht einmal, welch ein Besuch! Schon zurück von der Stadt? Freut mich, Euch grüßen zu können," redete ihn der Wirt mit geschäftsmäßiger Höflichkeit an.

„Zurück bin ich allerdings, wie Ihr seht," erwiderte der Eingetretene lachend, indem er den triefenden Mantel von sich warf, „wie könnte ich sonst vor Euch stehen. Übrigens haben mich die leidigen Geschäfte bei Notaren und Advocaten in Innsbruck länger aufgehalten, als ich gedacht hatte. Nun aber, gottlob, ist's vorbei, und ich habe die Übergabsurkunde, die mir der Vetter ausgestellt, verbrieft und besiegelt in der Tasche!"

„Alle Wetter," rief der Wirt, in die Hände klatschend, aus, „so muss ich wohl zu Euch ‚Meister Schlossmüller' sagen!"

„Nennt mich, wie Ihr wollt," versetzte der junge Mann geschmeichelt, „wir bleiben trotzdem die alten! Aber nun vor allem eine Flasche Wein, meine Zunge klebt am Gaumen!"

„Sogleich, und vom besten, der in meinem Keller ist," erwiderte dienstfertig der Herbergsvater und eilte hinweg.

Der neu Angekommene legte indessen seine Reisetasche ab und hängte sie an die Wand zu dem Mantel.

„Willst Dich nicht zu mir setzen?“ sprach jetzt Veri zu ihm. „'s ist eine lange Zeit, seit wir uns nicht mehr gesehen haben. Bist ja ein ganzer, prächtiger Mann worden bei den Soldaten.“

„Ich kann mich leider nicht lange aufhalten,“ gab ihm Max zur Antwort, „muss gleich wieder fort, doch auf ein Halbstündchen soll mir's bei einem alten Schulkameraden nicht ankommen.“

„Dein Schulkamerad und Freund,“ verbesserte mit wohlwollender Miene der andere.

Max that, als beachte er seine Worte nicht, und setzte sich zu ihm an den Tisch.

„Hör' einmal,“ hob jener sogleich an, „ist's denn wahr, Du willst des verunglückten Bergknappen Kind, Schachtners Marie heiraten?“

Sein Tischgenosse sah ihn überrascht an.

„Wie kommst Du auf diese Vermuthung?“

„Je nun,“ meinte Veri gleichgiltig, „einige Leute behaupten so. Weiß selbst nimmer, von wem ich's gehört habe.“

„Und wenn die Leute rechthätten, was wär's dann? Hätt' ich mich etwa zu scheuen vor ihnen?“ warf ersterer etwas ärgerlich hin.

Der Krämerssohn zwang sich zu einem süßen Lächeln.

„Zu scheuen, Freund? Warum nicht gar. Darfst über meine Rede nicht beleidigt sein. Ich dachte nur, dass ein Bursch wie Du nicht noth hätt', sich an ein solches Dirndl zu hängen. 's gibt ja reiche Bauerntöchter genug, unter denen Du die erste beste, wenn sie Dir gefällt, nur anzureden brauchtest, und sie nimmt Dich mit Freuden.“

Eine fliegende Zornröthe stieg in dem Antlitz des jungen Müllers auf.

„Ich hab' Deinen Rath nicht begehrt,“ sagte er kurz, „und lass' mir auch mein Dirndl nicht beschimpfen, hörst Du?“

Das fahle, widerliche Gesicht des Zurechtgewiesenen verzog sich zu einer hässlichen Fratze.

„O ja, gewiss!“ bemerkte er hämisch. „Und darum ist es besser, wir reden von etwas anderem.“

Während er dies sagte, hatte der Wirt für Max den Wein gebracht, zog sich aber, da er die beiden in eifrigem Gespräch fand, sofort wieder zurück.

„Da fällt mir eben ein Geschichtchen ein,“ fuhr der Vorige, als sie wieder allein waren, fort. „Vor Jahren war einmal ein blutjunger Bursch, der hat eine heimliche Liebschaft mit einem armen Dirndl gehabt, und wie er hat fort müssen, da hat selbiges Dirndl geweint bei Tag und Nacht, dass es zum Erbarmen gewesen. Endlich aber hat sie sich doch dareingefunden, und ehe drei Jahre um waren, hat sie schon wieder einen anderen Liebhaber gehabt. Und weißt Du, wer das Dirndl gewesen? Das Dirndl ist Deine Marie.“

Mit einem teuflischen Grinsen schloß er seine Rede. Max sprang wüthend auf.

„Das sollst Du mir beweisen, Schurke!“ schrie er und schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die Gläser klirrten.

Der andere rührte sich nicht.

„Nur gemach, lieber Freund!“ sagte er. „Kennst Du vielleicht dieses Ding da?“

Dabei reichte er ihm einen silbernen Ring, den er aus der Westentasche hervorgezogen, über den Tisch hin. Max wusste nicht, wie ihm geschah.

„Es ist mein Ring, den ich ihr damals beim Abschied gegeben,“ sprach er tonlos, mit stockender Stimme, „hier die Anfangsbuchstaben meines Namens — gestehe, wie kommst Du in seinen Besitz?“

Der Gefragte lächelte höhnisch.

„Dieses Ringlein hat Deine Marie erst vor wenigen Tagen ihrem Liebhaber geschenkt, und der war — ich.“

„Ha! Teufel!“ unterbrach ihn der andere, bebend vor Eifersucht.

Veri jedoch schien nicht darauf zu achten und fuhr gelassen weiter:

„Freilich, jetzt, da sie weiß, Du willst sie heiraten, da bin ich ihr zu schlecht geworden, und darum hat sie mir heut' den Laufpass gegeben. Doch was schiert mich eine Dirne! 's gibt ja deren noch genug auf der Welt — ha, ha, ha!“

Ein rohes Gelächter folgte seinen Worten. Max war dabei wie vernichtet in den Stuhl zurückgesunken und betrachtete den Ring.

„Den Ring behalte ich,“ sprach er endlich, wieder Fassung gewinnend. „Ich will zu ihr — sie soll mir Rede stehen — soll ihre Schuld bekennen, die Treulose — oder bei Gott —“

Sein Gefährte war aufgestanden und legte ihm mit heuchlerischer Theilnahme die Hand auf die Schulter.

„Nicht doch!“ unterbrach er ihn. „Willst Du ihr den Triumph gönnen, dass Du noch zu ihr gekommen, als ob Dir an so einem Mädl etwas gelegen wäre? Sie würde Dir ja doch nur eine Komödie vorspielen, um Dich neuerdings in ihr Netz zu locken — und wehe Dir, wenn's ihr gelänge! Darum ist es besser, Du machst die Sache kurz.“

„Und wie das?“ fragte Max gespannt.

„Du schreibst ihr einen Brief,“ belehrte ihn der andere, „erwähnst weder Gründe noch sonst etwas, am wenigsten die Geschichte mit dem Ring, sondern erklärst ihr einfach, die alte Liebschaft sei abgebrochen. So kommst Du am besten los.“

Der junge Mann schien einige Augenblicke zu überlegen, während der Versucher lauernd jede Miene an ihm beobachtete.

„Nun, so sei es, wie Du sagst!“ erklärte er endlich. „Ich werde den Brief schreiben.“

„Und mich lass den Überbringer sein!“ fiel der andere mit satanischer Freude ein. „O, es wird mir eine Wollust sein, die stolze Dirne gedemüthigt vor mir zu sehen! Ich und Du, wir müssen beide an ihr gerächt werden.“

Während er dies sprach, schlug die Uhr auf dem nahen Kirchthurme elf Uhr.

„Es ist Zeit, dass ich mich auf den Weg mache," bemerkte Max aufstehend. „Komme morgen nachmittag auf die Mühle, doch siehe zu, dass Du mich allein findest! Ich werde Dich erwarten, und abends bringst Du mir Nachricht."

Nach diesen Worten warf er dem Wirt das Geld für die Zeche hin, nahm Mantel und Reisetasche um und gieng. Veri folgte ihm auf dem Fuße.

„Also morgen!" — „Ja, morgen!" hieß es noch draußen vor der Hausthür, dann trennten sie sich.

„Ha, das hat verfangen!" sagte Veri, nachdem Max in der Seitengasse verschwunden war. „Daran hat sie wohl nicht gedacht, die eingebildete Dirn', dass ich diesen Handstreich ausführen könnte. Müsste ich doch ein erbärmlicher Dummkopf sein, wenn ich eine solche Gelegenheit nicht zu benützen verstände. — Glück zu, Veri! Der erste Schritt ist gelungen, und fürs Weitere werden wir zu sorgen wissen."

So mit sich selbst redend, gieng er langsam davon.

❦

Die Sonne des nächsten Tages neigte sich dem Untergange zu, und ihre matten Strahlen fielen durch das Fenster in die kleine getäfelte Stube, wo Marie gar emsig mit einer Näharbeit beschäftigt war. Da auf einmal trat Veri ein. Das Mädchen ließ erschrocken die Arbeit ruhen und sah zu ihm auf.

„Was suchst Du hier?" fragte sie nichts weniger als freundlich.

„Zu suchen habe ich nichts," war die trockene Entgegnung. „Nur soll ich dies Brieflein übergeben. Sieh's an, es ist von lieber Hand, gewiss ein Liebesbrief!"

Marie warf einen Blick auf die Schrift.

„Von Max," sagte sie. „Was mögen dies für Nachrichten sein, die er einem solchen Boten anvertraut."

Veri zuckte die Achseln und schwieg. Indessen hatte Marie das Papier entfaltet und überflog hastig die wenigen Zeilen, während die Blicke des Burschen schadenfroh auf sie geheftet waren.

„O Gott!" rief sie plötzlich mit schmerzlichem Ausdruck und sank wie gebrochen in ihren Stuhl zurück.

Veri näherte sich ihr mit hämischer Miene.

„Ei, ei, was ist Euch so plötzlich, schöne Jungfer?" fragte er.

Marie achtete in ihrem Schmerz nicht darauf und verbarg das Gesicht in ihre Hände.

„Verlassen — verrathen! Nein, nein, es ist nicht möglich — und doch, da steht es!" seufzte sie. „Teufel von einem Menschen," fuhr sie dann zu Veri gewandt fort, „das ist Dein Werk!"

Der abgefeimte Schurke schien seinen Gleichmuth nicht zu verlieren.

„Mein Werk?" entgegnete er. „Was kann ich dafür, wenn Dein Liebhaber von Dir nichts mehr wissen will? Hättest Dir's längst denken können, dass es früher oder später einmal so kommen wird, aber die

hoffärtige Jungfer hat nie daran glauben wollen, und nun ist's doch so, wie ich Dir einmal prophezeit hab', dass Dich der Max sitzen lässt! He? Wer von uns beiden hat Recht behalten?"

„Willst Du mich in meinem Unglück auch noch höhnen?" unterbrach ihn das Mädchen.

Veri beugte sich etwas zu ihr nieder.

„Unglück?" wiederholte er. „Es steht ja nur bei Dir, ob Du Dich unglücklich fühlen willst. Was liegt daran, wenn Dir Dein Liebhaber untreu geworden? Der ist ein verlorener Spieler, der sein Glück auf eine einzige Karte setzt. Gerade jetzt, dem Max zum Trotz, sollst Du einen anderen heiraten — überleg' Dir's! — Marie, wenn ich vergessen könnte —" fügte er leise flüsternd hinzu.

„Schweig, Elender!" fiel ihm die Empörte ins Wort. „Ich weiß, was Du sagen willst, und verlange Deinen Trost nicht; er könnte mich nur zur Verzweiflung treiben."

Jener ließ sich dadurch nicht abweisen.

„Nun gut, wie Du willst," versetzte er boshaft. „Doch gib acht, ob nicht so wie der erste auch mein zweiter Wahrspruch in Erfüllung geht und Du noch einmal darum bettelst, mein Weib zu werden!"

Diese Rede entflammte vollends den Zorn des unglücklichen Mädchens.

„Nein, nie, niemals!" rief sie mit Leidenschaft und erhob sich. „Eher als Dich heiraten würde ich mich an dem nächsten Baum aufhängen oder in den Wellen des Inn mein gequältes Leben enden! Und nun geh, lass mich allein — jedes Wort von Dir ist nur ein Gifttropfen in die Wunde meines Herzens — darum geh, sag' ich, geh!"

„Wohl, ich geh'," entgegnete darauf der Abgewiesene finster. „Doch gib acht, ich komme wieder!"

Damit verließ er grollend die Stube. Marie athmete tief auf, als sie wieder allein war, und saß eine Weile sinnend da.

„So ist denn alles vorüber," sagte sie endlich mit gepresster Stimme, „alles aus. Erloschen das Glück meiner Seele wie ein schöner Stern, der plötzlich in Nacht versinkt! Es war ein lichter, holder Traum, und furchtbar ist das Erwachen!"

Heftiges Weinen erstickte ihre Worte.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen, die Dämmerung rückte allmählich heran, und in der Stube fieng es an zu dunkeln, so dass man die Gegenstände nur undeutlich unterscheiden konnte. Jetzt kam die alte Grete, die nachmittags Reisig sammeln hinausgegangen war, aus dem Walde zurück.

„Du bist hier und so ganz allein im Dunkeln?" redete sie eintretend das Mädchen an. „Habe mich leider verspätet im Forst draußen, aber warte, ich will gleich Licht machen!"

„O, mir ist am wohlsten im Dunkeln," entgegnete die andere, „da lässt sich's am besten von verlorenem Glück träumen, und nichts stört meinen Schmerz!"

Während sie dies sprach, hatte Grete die Lampe angezündet und sah dem Mädchen forschend ins Antlitz.

„Was ist Dir, Kind?" fragte sie. „Was bedeuten Deine seltsamen Reden? Du hast geweint?"

Die andere stand auf und reichte ihr den Brief hin.

„Hier lies — mein Glück ist zuende!"

Mühsam entzifferte die Magd die unseligen Zeilen.

„Nein, nein, es ist nicht möglich, ich kann's nicht glauben!" brachte sie endlich bestürzt hervor.

„Und doch ist es nicht anders," gab ihr die Verlassene zur Antwort, „er selbst hat es ja geschrieben."

Eine stumme Pause trat ein.

„O Gott, ahnte mir's doch gleich — der verlorene Ring!" unterbrach endlich die Alte das bange Schweigen.

Jetzt plötzlich schien Marie einen Entschluss gefasst zu haben und nahm ein Tuch, als wollte sie sich zum Ausgehen fertig machen.

„Wohin gehst Du?" forschte jene verwundert.

„Ich muss fort," gab ihr das Mädchen mit tonloser Stimme zur Antwort. „Mein Kopf brennt wie im Fieber, die Wände hier drohen mich zu erdrücken, die Stubenluft schnürt mir die Brust zusammen — draußen in Gottes freier Natur wird mir wohler werden."

Die alte Magd schien besorgt.

„Wohin willst Du?" wiederholte sie nochmals.

„Ich weiß es nicht," klang es kaum hörbar zurück.

„Du bleibst doch nicht lange aus, Kind?"

„Nicht länger, als ich muss," war die Antwort, und damit huschte das Mädchen zur Stube hinaus.

„Wie wird das enden?" seufzte Grete, als sich die Thür geschlossen hatte.

Marie hatte indessen das Dorf durchschritten und gelangte jetzt ins Freie, wo sie der Wald aufnahm. Der Schnee hatte hier theilweise die Wege verweht, und ohne sich umzusehen, gieng sie stets in derselben Richtung fort, immer weiter in den Forst hinein, bis sie endlich in die Nähe der Schlossmühle gekommen war. Dort drüben zwischen den entblätterten alten Nussbäumen stand das Haus mit wenigen erleuchteten Fenstern. Im Hintergrunde auf schroffen Felsen hoben sich die Ruinen des alten Schlosses, zu dem die Mühle einst gehört hatte, vom klaren Nachthimmel ab, und in der Tiefe rauschte der aus dem angrenzenden Hochthal hervorbrechende Alpbach, über den hier ein schmaler Steg in ziemlicher Höhe hinüberführte. Kein Lufthauch rührte sich in den riesigen alten Tannen, die rings umherstanden; die Sterne funkelten am Firmament, und nur das Toben des Baches oder das ferne Plätschern des Mühlrades unterbrach das Schweigen der Nacht.

Die Wandelnde war hart am Stege stehen geblieben und blickte nach dem Hause hinüber.

„Hier bin ich," sprach sie zu sich selbst. „Es ist finster genug, und der Schatten der Bäume verbirgt mich, dass mich niemand von dort

gewahr werden kann. Hinter jenem Fenster weilt er vielleicht gerade jetzt und denkt nicht an die Verrathene und Verlassene, die hier steht und im Herzen von ihm Abschied nimmt, den letzten Abschied auf Nimmerwiedersehen. O, warum kann ich ihn nicht vergessen?" seufzte sie, die Hände vor die Brust pressend.

Darauf schwieg sie einige Augenblicke und fuhr endlich wieder, mit sich selbst redend, weiter.

„Vergessen, ja vergessen — im Tod ist ja alles vergessen. Hier unten brausen die Wellen — wie Geisterhände winkt es mich hinab — dort allein ist Ruhe — ich will sie suchen."

Mit diesen Worten trat sie auf den Steg und starrte eine Weile sinnend hinab in die Tiefe.

„Warum zag' ich?" sprach sie plötzlich, wie von einem geheimen Schauer durchzittert. „Ein kühner Sprung — und alles ist aus. — O, warum ist das Scheiden vom Leben so schwer? — Und doch — es muss ja sein — Gott im Himmel wird mir's verzeihen!"

Mit diesen Worten warf sie das Umhängtuch zurück und fasste das Geländer, um sich hinüberzuschwingen. In diesem entscheidenden Moment aber fühlte sie sich plötzlich am Arme erfasst.

„Marie, was soll das?" tönte eine wohlbekannte Stimme an ihr Ohr, und Max stand hinter ihr.

Erschrocken wandte sie sich um und sah ihn sprachlos an.

„Was wolltest Du hier beginnen, Unglückselige?" fragte er nochmals, ohne sie loszulassen.

„Die Ruhe und den Frieden suchen, die Du mir geraubt," gab sie mit klangloser Stimme zur Antwort. „Warum störtest Du mich? Du hättest mich nicht mehr sehen sollen und ich Dich nicht; es wäre besser gewesen für uns beide."

„Bist Du wahnsinnig?" versetzte der junge Mann und rüttelte sie am Arme.

„O nein!" erwiderte sie. „Mein Kopf ist hell, aber hier, hier brennt's," setzte sie, die Hand an die Brust legend, bei, „hier im Herzen, das Du gebrochen und verrathen."

„Du sprichst von Verrath!" sagte Max, ihren Arm loslassend. „Hast Du mich verrathen oder ich Dich?"

Sie schüttelte traurig das Haupt.

„Gott im Himmel weiß es, ich bin schuldlos."

„Schuldlos?" wiederholte der junge Mann finster. „Warst Du mir treu, wie Du versprochen?"

Marie sah wehmüthig zu ihm auf.

„Bei meiner Seligkeit, ich weiß nichts anderes!"

„Schwöre nicht," fuhr jener im früheren Tone fort, „Du möchtest sonst einen Meineid auf Dein Gewissen laden! Hast Du nicht hinter meinem Rücken eine Liebschaft mit einem anderen unterhalten? Versuche nicht, es zu leugnen, hier dieser Ring, den Du ihm gegeben, überführt Dich Deiner Schuld!"

Bei diesen Worten wies er ihr den Ring vor, den er von Veri erhalten hatte. Das Mädchen stieß einen Schrei aus.

„Gerechter Himmel! Mein Ring — wie kommt er in Deine Hand?"

„Wie sonst als durch Deinen Liebhaber," war die schneidende Erwiderung.

Die Unglückliche stand einige Augenblicke wie vernichtet. Endlich raffte sie sich auf.

„Max, Du bist betrogen!" sprach sie, wie aus einer Betäubung erwachend. „Ein elender Schurkenstreich, um Dich zu hintergehen, muss hier verübt worden sein, und mir ahnt, wer's gethan. Diesen Ring — ich hatte ihn verloren, und der ihn Dir zugestellt, ist ein niederträchtiger Lügner."

Max wurde aufmerksam.

„Verloren? — Wann und wo war dies?" fragte er.

„Höre nur, ich will Dir alles erzählen!" hob jene an. „Es war am Allerseelenabend, da ich von Dir gegangen, da lauerte mir auf dem Heimwege der Veri auf und bestürmte mich wieder aufs neue mit seinen Liebesanträgen, wie er dies schon öfter gethan hatte. Ich jedoch wies ihn ab, und da er mich gewaltsam aufhalten wollte, entriss ich ihm das Messer, das er bei sich trug, und drohte, mich damit zu wehren, wenn er mich nicht frei lasse. Dadurch eingeschüchtert, ließ er von mir ab, schwor aber, sich zu rächen, falls er hierzu Gelegenheit finden würde. Als ich darauf zuhause anlangte, vermisste ich sogleich den Ring, der mir im Kampfe mit meinem Gegner entfallen sein musste."

Max sah die Redende überrascht an.

„Und ist dies wahr, was Du sagst?"

„Zweifelst Du?" erwiderte sie vorwurfsvoll. „Die Grete, die mir den Ring suchen geholfen, wird Dir's bezeugen."

Eine lange Pause folgte. Dem jungen Müller war es plötzlich, als sei ein helles Licht vor ihm aufgegangen.

„Der Veri, sagtest Du?" sprach er. „O, nun wird mir alles klar! Er war's auch, der mir den Ring in die Hände spielte. Ohne Zweifel war er der Finder und benützte die Gelegenheit, um ein teuflisches Bubenstück auszuführen. O, ich Verblendeter, der ich mich von dem Schurken bethören ließ! Diesmal aber soll er mir nicht entrinnen."

Während er dies sagte, zeigte sich weiter drinnen im Gehölz eine dunkle Gestalt, die sich von den weißen Schneeflecken des Bodens abhob und langsam herankam.

„Sieh, da ist er schon!" wandte sich Max an das Mädchen. „Ich hatte ihn um diese Stunde hierher beschieden. Verbirg Dich dort hinterm Gebüsch, bis ich Dich rufen werde!"

Marie gehorchte und verschwand schnell hinter einem dichten Erlenbusch, während Veri, ohne sie bemerkt zu haben, auf den Müller zuschritt.

„Sind wir auch allein, Max?“ lispelte er und sah vorsichtig nach allen Seiten um.

„Ganz allein!“ lautete der Bescheid.

„Hast Du den Brief bestellt?“

„Wie Du mich geheißen.“

„Und wie nahm das Mädl die Botschaft auf?“

„Hm, hm,“ berichtete Veri mit pfiffigem Lächeln, „nicht viel anders als ich es vorhersah. Sie lachte Dich derb aus mit dem Bedeuten, dass sie wohl bald wieder einen anderen Anbeter finden werde.“

Diese Worte ließen den Betrogenen seinen Zorn nicht länger zurückhalten.

„Elender Schuft, das ist erlogen!“ schrie er, mit geballten Fäusten vor Veri hintretend.

Dieser wich scheu zurück.

„Schuft nennst Du mich?“ stammelte er. „Ist dies der Dank für meine Mühe, Dein Briefbote gewesen zu sein? Was geht's mich an, wenn's Dich jetzt reut, was Du gethan?“

Der andere bebte vor Wuth.

„Danke es Deinem Schöpfer, dass ich Dich nicht in den Alpbach hinabschleudere!“ rief er. „Du bist entlarvt, Scheusal! Deine schwarzen Anschläge sind an den Tag gekommen. Betrug war alles, was Du mir von der Untreue des Mädchens vorgespiegelt, um sie aus meinem Herzen zu reißen, Betrug und Lüge aus Rache dafür, weil sie Dich verschmäht hat!“

Der Angedonnerte zuckte zusammen.

„Beim Teufel! Sollte er wohl —“ murmelte er für sich. Bald aber nahm er wieder seine frühere trotzige Miene an. „Wer kann mir das beweisen?“ fragte er laut.

In diesem Momente trat Marie auf einen Wink ihres Geliebten aus dem Gebüsch hervor.

„Kennst Du diese?“ sprach Max. „Hier steht sie. Sag' ihr's nun offen vor mir ins Gesicht, dass sie Dein Liebchen gewesen, sag' ihr's, dass sie Deinen Anträgen Gehör geschenkt, sag' ihr's, dass sie Dir zum Andenken an sie den Ring gegeben, und sie soll darauf antworten!“

Veri stand da, wie vom Donner gerührt, und sah mit stierem Blick schweigend vor sich auf den Boden hin.

„Warum bist Du auf einmal so stumm?“ fuhr jener im Tone eines zürnenden Richters fort. „Warum kommt keine neue Anklage über Deine lügnerischen Lippen? — Gesteh, Schurke, wie kamst Du zu dem Ring? Gesteh, oder ich erwürge Dich!“

Mit diesem Ausruf fasste er Veri mit Riesenkraft an der Kehle.

„Lass mich — lass mich nur los,“ keuchte dieser flehend, „und ich will alles bekennen!“

„So rede, Bube!“ donnerte Max, seine Hand zurückziehend.

Der Freigewordene holte tief Athem.

„Es war am Allerseelenabend, unten an der Feldkapelle," erzählte er mit stockender Stimme, „da ist's zu einem heftigen Auftritt zwischen mir und dem Dirndl gekommen, und sie wollte fort — ich aber hielt sie fest — und sie wehrte sich — und in dem Ringen, da muss ihr der Reif unbemerkt von dem Finger gefallen sein — denn kaum als sie weg gewesen, da fand ich ihn."

„Es ist Dein Glück, Bube, dass Du eingestanden," versetzte der junge Müller darauf. „Ich hätte Dich sonst in meinem Grimm zur Hölle gesandt. Und nun geh aus meinen Augen und sieh zu, dass ich Dich nie mehr auf meinem Grund und Boden erblicke, oder Du sollst mit den Zähnen meiner Hofhunde Bekanntschaft machen — fort mit Dir, Elender!"

Damit gab er dem Burschen einen Stoß in den Rücken, dass er wie betrunken vorwärts taumelte und sich so schnell als möglich im Walde verlor.

„Verdammt, nun ist mein Spiel verloren — aber wart'!" knirschte er, noch zurückblickend, indem er drohend die Faust erhob.

Marie hatte sich indessen auf einen gefällten Baumstamm am Wege niedergelassen, und Max setzte sich an ihre Seite.

„Marie, kannst Du mir vergeben?" sprach er, zärtlich den Arm um ihren Nacken schlingend. „Kannst Du das Leid vergessen, das ich Dir zugefügt?"

„Ja," entgegnete sie mit leisem Kopfnicken und schmiegte sich an den Geliebten.

„Und willst Du wieder mein sein?" fragte er.

„Ich war es immer und werde es ewig bleiben," flüsterte sie leise.

Ein langer Kuss besiegelte aufs neue ihren Bund.

An diesem Abend gieng Marie nicht allein nachhause. Max begleitete sie, um gegen Veris Nachstellungen ihr Beschützer zu sein.

(Schluss folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.